
Wilfrid Bade
Trommlerbub
unterm
Hakenkreuz
Nr. 1166
W.Pl.

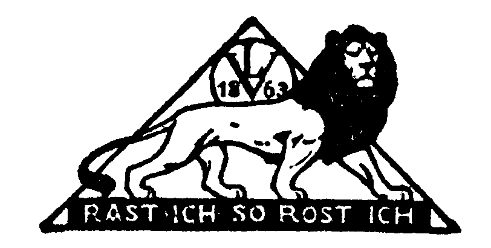
# Trommlerbub unterm Hakenkreuz

von

Wilfrid Bade

Mit Federzeichnungen
von Willy Planck

2. Auflage




Loewes Verlag Ferdinand Carl / Stuttgart

Nr. 1166

Auf holzfreiem Papier gedruckt von der Stuttgarter Buchdruckerei-Gesellschaft m.b H.
(früher Chr. Fr. Cotta's Erben), Stuttgart

## 1. Kapitel.

Da ist ein weites leeres Feld.

Es liegt da, wo die Stadt sich auflöst, und ist nicht sehr fruchtbar.

Die Nähe der ärmlichen Häuser und Baracken macht das Feld traurig. Es kann nichts hervorbringen als mattes, früh-verwelkendes Gras und ein paar Blumen, die man Unkraut nennt. Hederich und Vogelmiere.

Aber doch ist an diesem Feld etwas, das es liebenswert macht, es zum Freund der Jugend werden läßt, die ganze Tage auf ihm verbringt und es eifersüchtig hütet.

Kein verbeulter Kochtopf, keine weggeworfene Matratze, kein Gerümpel, kein verfaultes Papier liegt auf diesem Feld.

Nein, dieses schmale Stück Grasnarbe, es ist kein Abfall-platz, es ist Eigentum und Heimat all der heimatlosen Jungen aus jener grauen und eintönigen Stadt, in der der Hunger um-geht und die Not, das Elend und die Arbeitslosigkeit, in der die Frauen graue und verstaubte Gesichter haben, die nicht mehr lachen können, und die Männer finstere und dunkle Augen und Fäuste, die sie in der Tasche ballen.

Ganze Vormittage verbringen sie in den Stempelstellen, und ganze Nachmittage stehen sie in den Hausfluren herum, deren Verputz abbröckelt und zerfällt.

Sie stehen da und reden mürrisch und ohne Hoffnung von

ihrer Not, und sehen zu den Schornsteinen hinüber, aus denen kein Rauch mehr dringt, — und zählen die paar Groschen in der Tasche, die nicht einmal ausreichen, sich einen tüchtigen Rausch zu kaufen...

Die Männer gehen nicht auf das Feld.

Sie können seine offene, klare Weite nicht ertragen, sie wollen nichts wissen von der schmalen und nüchternen Sonne, die manchmal über ihm steht, und von dem Regen, der es ergrünen läßt.

Sie wollen in den finsteren grauen Straßen stehen und miteinander reden, wollen politisieren und schon dafür sorgen, daß es anders wird, jawohl!

Über den Straßen wehen verwaschene, zerfetzte, rote Fahnen.

Rot Front! grüßen die Männer.

Rot Front!

Das heißt: wir sind arbeitslos und wir hungern.

Wir haben keine Schuld daran, wir haben immer unsere Pflicht getan, und haben gearbeitet und geschuftet, und haben die Schnauze gehalten, und haben in der Gewerkschaft richtig unseren Beitrag bezahlt, und waren vier Jahre im Krieg.

Wir sind Arbeiter.

Und jetzt haben wir keine Arbeit und haben auch keine Aussicht mehr, wieder Arbeit zu bekommen.

Das macht der Kapitalismus.

Das machen die Ausbeuter.

Der Redner neulich auf der Versammlung hat es gesagt.

Und weil wir nichts zu arbeiten haben, und weil wir die Miete nicht zahlen können, und weil wir für unsere Kinder



keine Arbeitsplätze wissen, und weil unsere Frauen immer grauer und elender werden, und weil wir die freie Weite des Feldes am Rande unserer Stadt nicht mehr ertragen können, und die Sonne und den Regen und das grüne Gras, — und weil wir überhaupt nichts mehr ertragen können, und weil wir nichts mehr tun dürfen, und nichts mehr tun können und gar keine Aussicht mehr haben, und darum rufen wir „Rot Front"!

Denn wenn man Rot Front ruft, wird es besser. Jawohl.

Unsere Redner haben es uns gesagt.

Sie waren drüben in Rußland, wo der Arbeiter herrscht,

wo es keine Arbeitslosigkeit und keinen Kapitalismus mehr gibt.

Verflucht sei, wer uns wieder in die Fron treiben will.

Wacht auf, Verdammte dieser Erde! Ja, das singen wir, denn wir sind verdammt.

Unsere Wohnungen zerfallen, unsere Kinder verkommen, wir haben keinen Sinn mehr in unserem Leben.

Rot Front!

Neunzehnhundertdreißig.

Aber die Jungens der Stadt, die sind auf dem Felde draußen.

Und sie denken weniger nach über Rot Front oder nicht, sie liegen da auf dem Felde, und sie laufen über das Feld hin, dann kommen sie in einen kleinen krüppeligen Wald, und dann kommen Felder und ein paar Fabriken, die abseits stehen, noch von der Kriegszeit her. Sie liegen jetzt schon lange still, und man kann in ihren leeren, zerfallenden Hallen herrlich spielen.

Und dann kommen wieder Felder, das ist nun aber schon eine Stunde entfernt von der Stadt, und dann erst kommt der richtige große Wald, und noch eine Viertelstunde, dann ist da ein großer See, und dieser See ist das Ziel jener Horde, zu der auch Fritz Ehlers und Hans Hartung und Otto-otto gehören.

„Die rote Hand" nennt sich die Horde, und sie umfaßt etwa zwölf Jungen, die alle sich nicht fürchten und deren Väter alle arbeitslos sind.

Sie kümmern sich nicht viel um ihre Söhne, und die Söhne bekümmern sich nicht viel um ihre Väter.

Sie kommen am besten miteinander aus, wenn sie sich nicht sehen.

Denn es lebt ein jeder sein eigenes Leben, und wenn die Erwachsenen in die Seelen ihrer Kinder hineinschauen könnten, sie würden nicht viel von dem entdecken, was sie selber bewegt, aber sehr viel, was sie erschrecken müßte.

Denn sehr linientreu scheint der Kommunismus dieser Zwölf- und Dreizehnjährigen nicht zu sein.

Nun, sie selber wissen es nicht, — und die Partei weiß es nicht, und die Väter wissen es auch nicht.

Denn die Rote Hand lebt ihr eigenes Leben.

Jeder in der Stadt kennt diese Klicke. Was in ihr vorgeht, weiß man nicht, aber da sie einen revolutionären Namen trägt, so braucht man sich auch nicht allzu sehr darum zu kümmern, was die Bande eigentlich treibt, — ihre Väter sind gute Kommunisten, so werdens die Söhne auch sein.

Das Leben der Roten Hand aber sieht ganz anders aus, als es sich Vater Hartung und die anderen Väter träumen lassen.

Und das kam so: An einem Märztag war die Bande auf eben jenem Feld, von dem nun schon die Rede war. Sie trieb ein wenig den Fußball hin und her und blinzelte im übrigen in die kühle Nachmittagssonne.

„Warum sollen wir eigentlich immer bloß hier auf dem Feld rumstiebeln?“ fragte plötzlich Fritz. Fritz war klein und behend, Sohn eines arbeitslosen Webers. Er war blond, wie das Korn im September und ein erfreulich aufgeweckter Bursch.

„Wir können ja auch an den See gehen,“ schlug Otto vor.

Otto hielt den See für die Erfüllung aller Wünsche. Er war ein Träumer und verpaßte beim Fußballspiel sämtliche Möglichkeiten, ein Tor zu schießen, was ihm viele Vorwürfe einbrachte.

„Nee, weiter," erwiderte Fritz.

„Wieso weiter? Haste denn Geld?"

„Braucht man doch kein Geld dazu."

„Braucht man doch. Weiter — muß man fahren."

„Nee, ich habe was ausbaldowert. Wenn wir über Sonntag..."

Und die Horde versammelte sich um Fritz. Fritz hatte eine Idee.

Eine glänzende Idee.

Hans Hartung zog einen Grashalm durch die Lippen.

Der Fritz war gar nicht dumm.

War nur die Frage, ob man wirklich wieder nach Hause kam. Hans Hartung war eine sachliche Natur. Und dann: für einen oder zwei, vielleicht auch drei Mann konnte die Sache klappen, aber für sechs oder acht?

Doch dann fing auch er Feuer.

Das war einmal eine Leistung, jawohl!

Und vorausgesetzt, daß alles klappte und wirklich so war, wie Fritz das erzählte, tat sich hier eine großartige Gelegenheit auf, die Welt zu sehen, zumindest in einem Umkreis von einigen hundert Kilometern.

„Aber stikum!" forderte Fritz.

„Ehrensache!" erklärte die Horde.

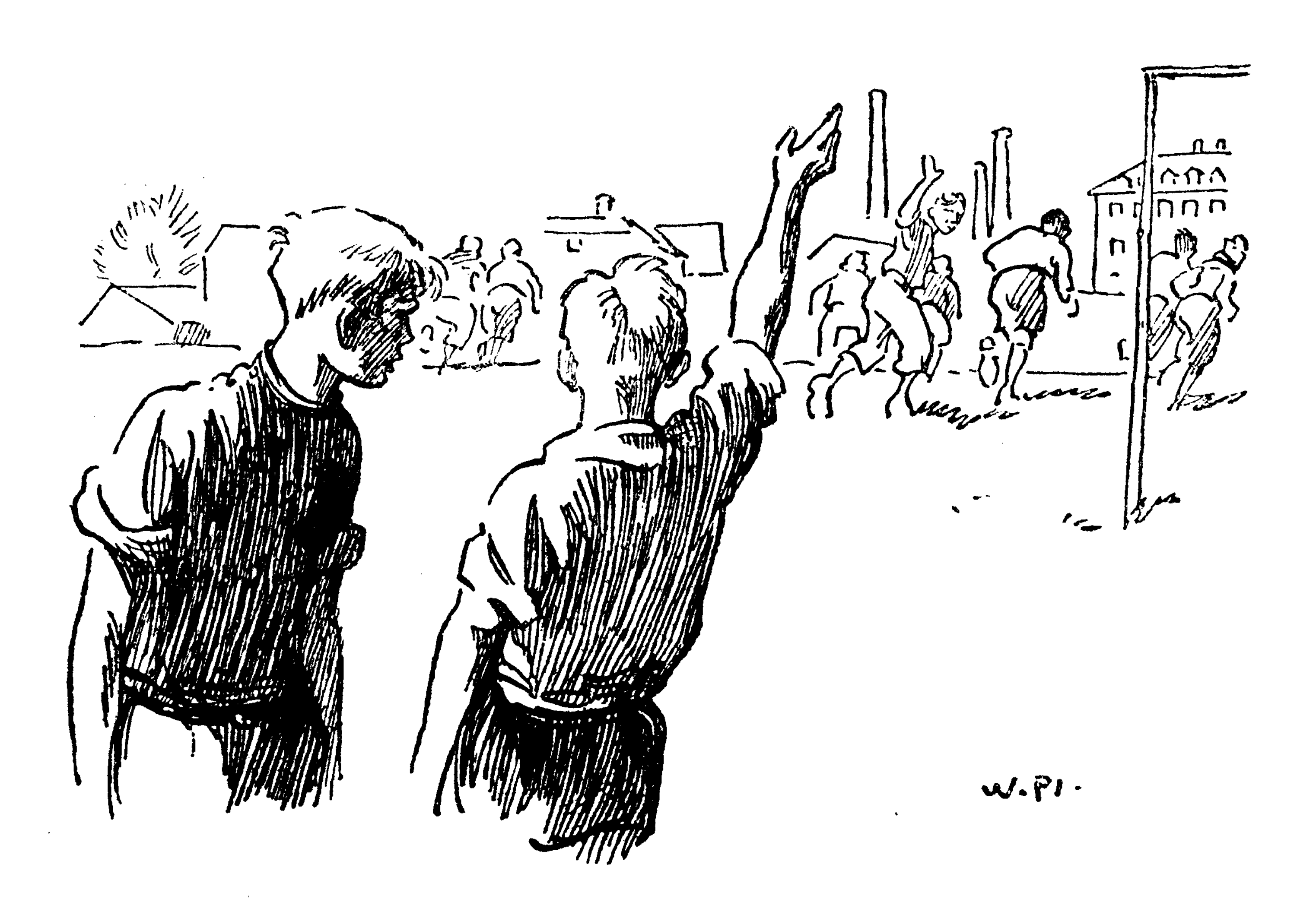
„Klar," sagte Hans und gab Fritz die Hand.

„Sicher!" sagten Heinz und Otto, Maxe und Tutti, Karle und Schorsch.

„Und am Sonnabend um drei."

„Hinterm Parteihaus."

„In der Fischergasse."
„Jawoll!"
„Und vergiß die Musike nich!"
„Nein, nein!"
„Und ne Decke!"



„Und ne Badehose!"
„Quatsch, Badehose!"
„Und pünktlich! Der wartet nich!"
„Nee, nee..."
Und die Rote Hand stob auseinander.
„Wehe, wer zu Hause petzt!" brüllte Fritz noch hinterher.
Aber die Jungens winkten nur.
„Is doch klar, daß keiner petzt," erklärte Hans.

„Doch, wenn se Geld und was zu fressen haben wollen, — denn müssen se doch was sagen zu Hause, na und denn werden se sich schon verplappern."

„Hoffentlich nich. Sonst is es mit der ganzen Tour Essig. Hinterher kann mein Alter ja ruhig draufkommen, aber vorher —."

„Na, die Sache wird schon schiefgehen."

„Und sag der Partei auch nischt davon. Die KJ braucht nischt davon zu wissen. Ich weiß noch nich, wo der hingehört..., mit dem wir..."

„Werden wir ja erleben. Also auf Sonnabend."

„Auf Sonnabend!" —

Weder Hans noch Fritz ahnten, daß dieser Sonnabend ihr Schicksal entscheiden würde.

Nicht sofort, nicht in einer kurzen Minute.

Aber desto sicherer.

Durch alle Höhen und Tiefen, durch Not und Elend und Freude hindurch würden sie einmal alles zurückführen können auf diesen ersten Sonnabend, da sie um drei Uhr nachmittags die Stadt verließen, in denen ihre Väter keine Hoffnung mehr sahen und doch in ihr blieben, ohne den Versuch zu machen, sich einmal außerhalb der grauen Straßen umzusehen. —

„Tschüssing!"

„Wiedersehen!"

„Wiedersehen!"

---

## 2. Kapitel.

Fritz aber hatte Freundschaft geschlossen mit Jochen Halt. Jochen Halt war Lastwagenführer. Mit seinen großen Überlandtransporten kam er jeden Sonnabend durch die Stadt.

Oft waren seine beiden Wagen vollgepackt bis oben hin, mit Maschinen oder Lebensmitteln, mit Porzellan oder Seide, mit Stückgut oder einer Eilladung billigem Tand. Oft aber fuhr er manche Strecken nur mit halber Last, um erst unterwegs vollzuladen.

Auf solche halbvollen Züge spekulierte Fritz.

Und Jochen sah nicht ein, weshalb er dem frischen, munteren Jungen nicht den Gefallen tun sollte.

So hatten sie einen ganzen Feldzugsplan ausgekocht.

Am Sonnabend mittag wird Jochen Halt die Bubenschar mitnehmen, den Fluß hinunter bis an die See, dort, wo die große Fernstraße nach Osten abzweigt. Am Sonntag abend kommen von Osten wieder Lastwagenzüge zurück, und Jochen wird mit einem von den Fahrern, die alle seine guten Freunde sind, sprechen, daß er die Buben wieder mit heimnimmt in die große Stadt.

Jawohl, und also werden die Jungens ihre geheimen Fahrten haben, unter Zeltplanen versteckt, — und niemand wird wissen, wo sie sind.

Als der Sonnabend kommt, schleichen ein paar Jungen um die Fischergasse. Sie haben Rucksäcke, die aus alten Zementbeuteln hergestellt sind, oder aus Kartoffelsäcken, sie haben

merkwürdig wild ausschauende Decken gerollt über die Schulter hängen, Decken, die sicherlich einmal im Keller Kartoffeln oder Blumen zugedeckt haben oder in einer Laube die Rolle eines Vorhanges spielten.

Otto, den sie komischerweise immer nur Otto-otto nennen, hat sogar einen alten, verbeulten, schwarzverräucherten Kessel aufgetrieben. Der Ruß, der ihn umgibt, ist Jahrzehnte alt, und kein Scheuern und Putzen wird ihn jemals wieder blank machen. Aber was tuts, ein Kessel ist etwas, das man mit Freudengeheul begrüßt.

Und Fritz selbst hat eine erstklassige Mundharmonika, weiß Gott, wem er die entführt hat. Denn aus der Bandenmundharmonika konnte man nur ein paar gequetschte, rostige Töne hervorzaubern, diese hier aber ist blinkeblank und edel, und man kann ganze Arien auf ihr komponieren.

Hans hat aus einer kleinen jungen Birke einen erstklassigen Speer hergestellt, ein roter Lappen baumelt malerisch daran; ohne rote Fahnen geht es nun einmal nicht in dieser Stadt.

Sogar nicht, wenn man sich den Deubel um Politik kümmert und die KJ KJ sein läßt.

Aber rot, — natürlich ist man rot!

Auch wenn man Hans Hartung, auch wenn man Fritz Ehlers oder Otto-otto heißt und dreizehn Jahr alt ist.

Hat man es anders gelernt?

Nein.

Und die Väter sind arbeitslos. Jawohl.

Es finden sich noch drei Leutchen ein: Tutti, Karle und Schorsch. Heinz und Maxe sind offenbar nicht klar gekommen.

Vielleicht haben sie auch keine Schneid. Man wird das ja am Montag feststellen können.

Jetzt heißt die Parole: nichts als los.

Sonst kommen vielleicht noch Heinz senior und Maxe senior anmarschiert und die ganze Landpartie fliegt auf.

Denn Maxe senior ist Schlosser und hat eine erfreuliche Handschuhnummer und Heinz senior ist Zimmermann und schreibt auch nicht sanft.

Und das wäre eine schlechte Entwicklung für einen so erstklassigen Plan.

„Los," schreit Fritz, „hauen wir ab. Sonst verpassen wir noch den Wagen."

Und die sechs Mann preschen los, daß die dünnen Decken fliegen und der Kochtopf gellend scheppert.

Trapp, trapp.

Trapp, trapp.

Herunter die Fischergasse, linksum, rein in die Adelholzer Straße, wieder rechts, auf die Hanfester Landstraße und nun mal ein bißchen Dauerlauf. Da hinter der Tankstelle steht schon so ein grauer, dreckiger Lastzug, das muß er sein.

Braver Kerl, daß er gewartet hat.

Und die Jungen laufen und keuchen.

„Hurra!" „Hurra!!!"

Es ist Jochens Zug. B 34457.

Auf in die Freiheit!

Kurz vor dem Wagen stoppt Fritz seine Bande.

„Achtung. Hier an der Tankstelle können wir natürlich nicht in den Wagen, verstanden. Sonst verpetzt uns der Tanker.

Also, ihr lauft noch weiter. Bis zu der Wegbiegung da vorne, wo es in den Wald reingeht.

Ich bleibe hier, und fahre mit Jochen mit.

Und denn laden wir euch auf.

Verstanden?"

„Jawohl."

„Also los."

Und die Jungenshorde stiebt davon.

Es ist rund einen Kilometer bis zu der Biegung.

Sie müssen sich tummeln, wenn sie zur Zeit hinter den ersten Bäumen verschwunden sein wollen.

Fritz Ehlers schlendert langsam auf die Tankstelle zu.

Jochen Halt und der Tanker grinsen, als sie ihn kommen sehen. „Brauchst auch nicht so'n Krampf zu machen," lacht Jochen und deutet auf die marschierende Horde. „Der Josef hier, der petzt nicht."

Fritz sieht sich den Josef an. Es ist ein ruhiger, fahlblonder Mann von etwa 30 Jahren, sehr ruhig, man kann Vertrauen zu ihm haben.

„Von der Partei?" fragt er.

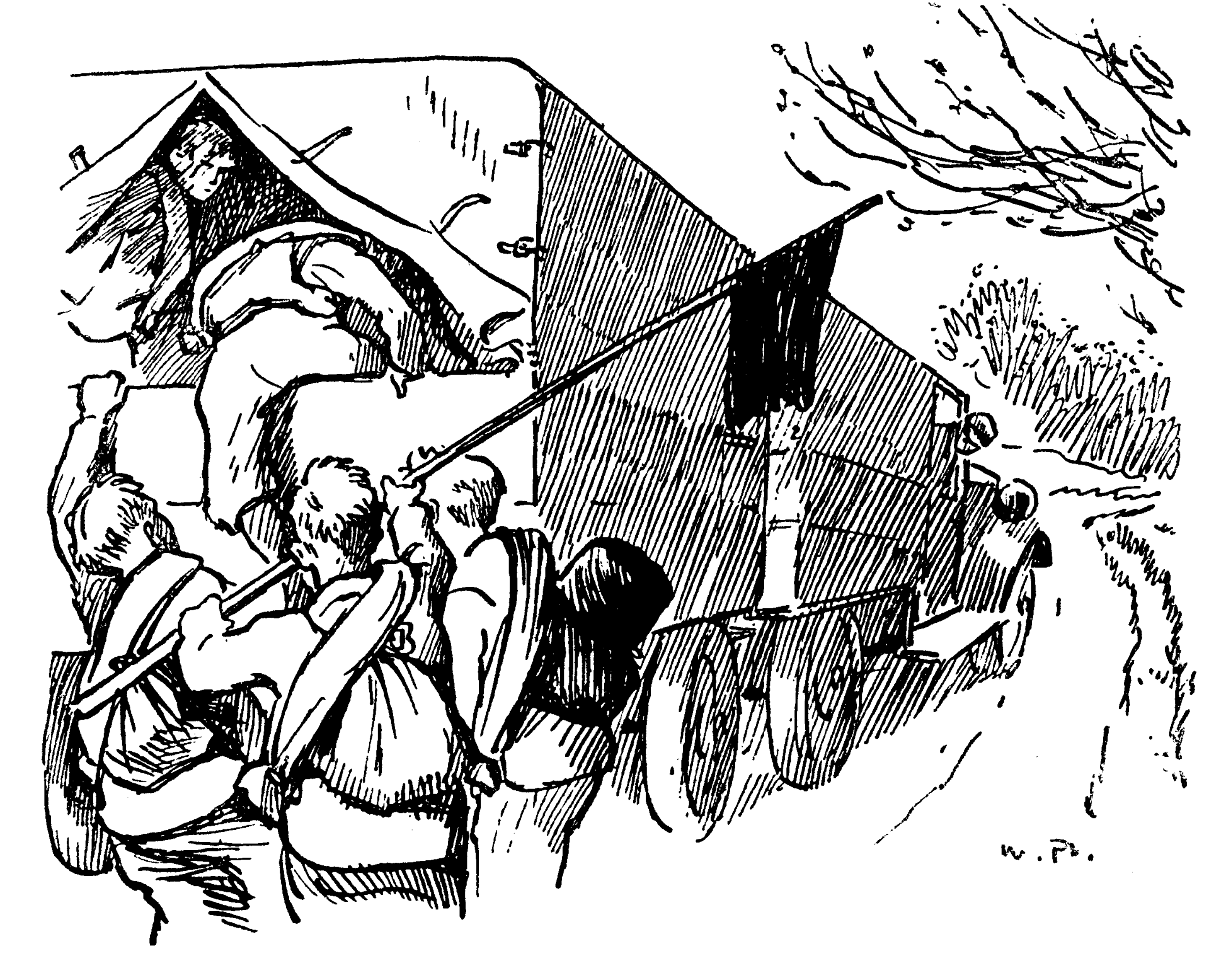
Jochen und der Tanker lachen.

„Jawoll, kleiner Naseweiß," sagt dann der Tanker langsam.

Ob sie alle drei dieselbe Partei meinen, Fritze Ehlers, Jochen und der Tanker, wird nicht gesagt.

Es scheint, als gäbe es hierzulande überhaupt nur eine Partei, und es könnte gar keinem Zweifel unterliegen, welche Partei gemeint ist, wenn man sagt: die Partei...

„Laß sie man tippeln," erklärt Fritz. „Schad ihnen garnischt.



Macht sie nur neugierig, und sie können nachher weniger verraten, wenn sie einer ausfragt."

Jochen und der Tanker sehen sich an.

„Na, denn los," sagt der.

„Gute Fahrt!"

„Gute Fahrt!"

Fritz Ehlers verschwindet neben dem Führersitz.

Da sitzt noch ein Mann. Der Beifahrer.

An den hat Fritz bisher nicht gedacht.

Er grüßt nicht und sagt nichts und setzt sich nur vorsichtig neben den Mann, der einen drei Tage alten Bart hat, graue, klare Augen und eine tiefschwarze Mähne, die unter einer dreckigen Mütze herausschaut.

„Kannst ruhig Guten Tag sagen, Kleener," brummt der Schwarze. „Ich bin im Bilde. Durchaus. Ich heiße Oskar. Du heißt Fritz?"

Fritz nickt. Er sagt nichts. Er sieht nur scheu den Beifahrer an.

Irgendwie paßt ihm der gar nicht in den Kram.

Aber dann kommt Jochen, und der Lastzug schaukelt ab.

Und an der Wegbiegung nimmt er auch die übrige Bande auf.

Sie verschwindet spurlos unter der Zeltplane des Anhängers.

Brüllen und Musikemachen ist verboten. Ebenso das Herumturnen auf dem Verdeck und ähnliche Streiche.

Der Wagen fährt schnurstracks nach Nordosten.

Zuerst kommt eine ganze Strecke Wald. Mein Gott, soviel Wald auf einen Haufen hat die ganze Bande noch nicht gesehen!

Das ist etwas anderes als die mickerigen kleinen Kiefern und Fichten bei der Stadt, wo der Rauch der Essen und Fabrikschlote alle großen alten Bäume kaputtgemacht hat!

Die Jungen unterhalten sich nicht viel.

Sie lugen unter dem Plandach hervor und schreien sich die Überraschungen zu.

„Da steht ein Reh!"

„Wo denn, wo?"

„Mensch, ja, jetzt seh' ich's, ein richtiges Reh."

„Und da springt ein Hase."

„Wo denn?"

„Da, in dem Acker da drin." —

„Wie grün das alles is."

„Det is sicher Getreide."

„Und da, der Vogel —"

„— der is sicher ein Bussard."

„Quatsch, Bussard, ein Falke is das."

„Selber Falke! So einer hängt doch ausgestopft bei meinem Großvater."

„Uh, jetzt kommt ne kleine Stadt."

„Mit nem Kirchturm."

„Und ner Mauer rundrum."

„Und gar keine Fabriken."

„Wie komisch. Ob die hier auch arbeitslos sind?"

„Frag doch nicht so dämlich. Wenn keene Fabriken da sind, können sie doch nich arbeitslos sein. Die haben doch alle nen Stückchen Land." —

Und der Wagen rattert durch den Frühlingsnachmittag. Die Landstraße staubt, die Sonne geht in einem hellen Violett unter. Goldene und rote Wolken segeln dicht am Horizont entlang.

Wuuuut, wuuuut! macht die Hupe.

Rrrrrrrrr dröhnt der Motor.

„Kuck mal, Blumen!"

Ein paar Sterne gehen auf.

Der Wagen läuft noch immer seine Bahn.

Von ferne kommt beständiges leises Rauschen.

Es wird kühl.

Die Sterne vermehren sich.

Es riecht nach Salz und großer Weite.

Es knirscht auf der Straße, härter wird der Staub.

Es ist dunkel.

Die See ist da.

An einem einsamen Wirtshaus hält der Fernlastzug, den Jochen Halt nach Osten steuert.

„Nun mal runter, meine Freunde. Für heute habt ihr genug. Und morgen treibt euch hier rum. Abends um zehn kommt der Otto hier vorbei. Bei dem steigt ihr ein.

Na und nu machts gut.

Haut euch irgendwo in die Büsche. Oder hier hinten in die Scheune. Das geht auch. Und hier habt ihr drei Mark."

Fritz steht mit blanken Augen.

Was ist dieser Jochen für ein Mensch.

Ein richtiger Arbeiter.

Und fährt den ganzen Tag über Land. Und lernt die Menschen kennen und das ganze Land — ja — wie soll man das also wohl nennen: — Deutschland also.

Ja, also Deutschland!

So mit Wäldern und einem Reh, und Blumen, und einem Ort, wo es keine Arbeitslosen gibt.

Und dem Meer.

Und Flüssen.

Und Bergen.

Berge soll es ja auch geben.

Nicht hier, aber im Süden.

Vielleicht, daß Jochen einmal nach Süden fährt.

Und das ganze also ist Deutschland.

Deutschland, das er, Fritze Ehlers, nicht kennt, und das seine Freunde da von der Bande auch nicht kennen.

Deutschland, von dem in der Stadt daheim nie die Rede ist.

Da ist nur immer die Rede von der Internationale.

Komisch eigentlich, nicht?

Und Jochen verschenkt so einfach drei Mark.

Verdient dabei einhundertundachtzig im Monat.

Wenigstens hat er das vorhin erzählt. Warum sollte er Fritz angelogen haben.

Also?

Fritz wird sich nicht klar darüber.

Grübeln ist nicht sein Fall.

„Ich geh jetzt essen," sagt Jochen. „Bei Mutter Kuhn essen wir alle. Ist Station."

Ja, das ist wieder so wie früher. Gasthaus zur Post.

Überall am Wege stehen solche Gasthäuser zur Post.

Die Eisenbahn hat sie kaputt gemacht.

Aber der Wagen macht sie wieder auf.

„Also Fritze, Kopf hoch, und dann," — Jochen sieht ihn von oben bis unten an: „halt deine Leute zusammen. Mach keinen Quatsch. Ihr seid zum erstenmal unterwegs.

Und, — nimm den roten Lappen da von der Stange."

Jochen deutet auf Hansens Birkenstock.

Fritze staunt.

Aber dann sieht er sich den sinkenden Abend an, und das gelb mit seinen Lichtern leuchtende, tiefgedeckte Wirtshaus, und er schnuppert rundum die Salzluft und den Waldesduft ein, — und es kommt ihm vor, als ob Jochen recht hätte.

Jochen muß das wissen. Er fährt in Deutschland herum.

„Nimm den Fetzen runter," fährt Fritz den unglücklichen Hans an. „Ist ganz überflüssig."

Und als der nicht versteht, und seine schöne Fahnenstange in die Höhe hält, biegt sie Fritz mit eigener Hand herunter und reißt das rote Tuch ab.

Er weiß nicht genau, warum er das tut.

Aber er meint, daß er es gerade jetzt tun muß.

„Na, wieso?“ wundert sich Hans.

„Schnauze!“ sagt Fritz.

Jochen lächelt.

„Wiedersehen!“

„Wiedersehen!“

„Morgen, Otto!“

„Jawoll!“

„Machts gut!“

„Jawoll!“

Und Jochen und sein Mitfahrer Oskar verschwinden in der Wirtschaft.

Stumm, ein riesiges Ungeheuer, steht der Lastzug auf der Straße.

## 3. Kapitel.

Fritz und Hans, Otto-otto und Tutti, Karle und Schorsch stehen da und frieren.

Sie sind nicht ganz einig mit sich. Und das ist verständlich.

Denn sie haben noch niemals zweihundert Kilometer von der Heimat entfernt auf eigene Faust eine Nacht verbracht. Aber es wird schon werden.

Auch wenn es erst Ende März ist, und die Nächte noch verdammt kühl sind.

Und so tippeln die sechse denn quer in die Dünen.

Über ihnen funkeln Millionen Sterne. Sie haben niemals so viele Sterne gesehen.

Ganz vorn sehen sie das Wasser.

Es ist tiefschwarz und rauscht unruhig gegen den Strand.

Man hört, daß es noch ziemlich entfernt ist, der Strand scheint sehr breit zu sein.

Ab und an huscht ein roter und ein gelber Schein über das Meer. Das sind zwei Leuchtfeuer, die den Schiffen den Weg zeigen.

Der Sand ist sehr kalt. Er wölbt sich zu unregelmäßigen Buchten und Hügeln, zwischen denen kleine Mulden eingebettet sind.

Wie geschaffen zum Lagern sind diese Mulden.

Sie reden alle nicht viel, die Buben.

Das Ungewohnte, die Nacht machen sie stumm.

Nur Karle stößt manchmal laute Schreie des Entzückens aus. Tutti weint ein wenig. Er ist der Jüngste, gerade erst zehn Jahre alt, und nun ist ihm kalt und bänglich.

„Schäm dich," fährt Fritze ihn an. „Memmen können wir nicht brauchen."

„Kannst ja umdrehen, wennste Angst hast," setzt Hans noch hinzu. Da ist Tutti vor Schreck ganz still.

Um Gotteswillen, nur nicht allein sein müssen. Nur nicht umdrehn müssen.

„Ich heul ja gar nicht," preßt er hervor.

Aber Fritze und Hans antworten gar nicht. Fritz schnaubt nur hochmütig durch die Nase, was soviel heißen soll, wie: Quatsch nich.

Und dann haben sie die passende Kuhle gefunden.

Sie ist tiefer als die anderen, der Sand ist mit ein paar Gräsern und Büschen rundum bestanden.

Ein paar Schritte weiter enden die Dünen, und der Strand beginnt, auf dem viele Holzscheite und Trümmer liegen.

Leider sind sie sehr naß, vom Tau der Nacht und vom feuchten Untergrund, und es ist gar nicht so einfach, ein Feuer hochzubringen, an dem man sich wärmen kann.

Und Hunger hat man ja schließlich auch, nicht wahr!

Hans und Otto-otto pusten hingebungsvoll in das kleine, rauchende Feuer, das alle Augenblicke zu erlöschen droht.

Zum ersten Male lernen die Buben, daß es auch Holz gibt, das nicht mehr brennen kann, weil die See, das Salz, die Wellen alle Kraft ausgelaugt haben, alles Harz, alles Brennbare und nur ein weißes Gespenst von einem Holzscheit übrig ließen.

Otto-otto muß plötzlich an manche Menschen denken, die auch so sind wie dieses Holz — er könnte, fragte man ihn, nicht darauf kommen, wieso er das denkt.

Aber es fragt ihn glücklicherweise niemand.

Und dann finden sich auch Hölzer, die besser brennen, und schließlich kommt ein ganz nettes Lagerfeuer zusammen.

Es leuchtet gespenstisch über die Dünen, und die Jungen kriechen ganz nahe an die warme, helle Flamme.

Aus den Vorräten hat Fritz zwei Tafeln Schokolade, ein halbes Pfund Backpflaumen, ein halbes Brot, ein viertel Pfund

Margarine und noch einmal ein viertel Pfund Margarine, etwas Marmelade und ein Pfund Malzkaffee requiriert.

Daraus fabriziert er nun ein Abendessen.

Die beiden Scheinwerfer draußen auf dem Meer laufen immer noch einander nach, in regelmäßigen Abständen, man wartet ordentlich darauf, ob sie auch wiederkommen.

Das Meer läuft laut rauschend auf den Strand, manchmal kann man es im Schein der Sterne erkennen.

„Weißt du, wie spät es ist?“ fragt Otto-otto.

Nein, Fritz weiß es nicht.

Hans auch nicht. Und Tutti, Karle und Schorsch auch nicht.

Woher sollen sie es wissen?

Sie haben keine Uhren, und in der Schule haben sie nicht gelernt, daß man es den Sternen absehen kann, wie spät es ist.

So hocken sie da in der Nacht und sind ganz losgelöst von allem, was ihnen vertraut ist, von der Zeit und vom Raum — denn auch wo sie eigentlich sind, wissen sie nicht genau. Sie könnten höchstens angeben: irgendwo am Meer, einen Nachmittag mit einem Lastzug von der Stadt entfernt.

Man muß zugeben, daß eine solche Ortsbestimmung nicht ausreicht, um einen sicheren Anhalt zu haben.

So schweben denn die sechs Buben in der Ewigkeit, als gäbe es nur sie und das zuckende Feuer, in das manchmal Otto-otto ein neues Scheit wirft.

Das Feuer schneidet Gesichter und tanzt auf und nieder.

Man kann stundenlang in das Feuer sehen.

Es erzählt Geschichten, und wenn man ihm zu nahe kommt, faßt es plötzlich nach einem.

Dann erschrickt man sehr.

Der Sand rieselt.

Tutti ist eingeschlafen. Er hat eine dünne, rotblau gestreifte Decke über sein schmales Körperchen gelegt, und eine Menge Sand um sich aufgehäuft. Sein Gesicht sieht sehr alt aus, vielleicht macht das der Schatten vom Feuer, vielleicht hat Tutti auch schon soviel erlebt, viel mehr, als er selber weiß...

Karle und Schorsch sind verschwunden. Sie sind zum Strand gegangen. Die Dunkelheit hat sie verschluckt.

Sie hocken immer beieinander, weiß Gott, was sie treiben. Vielleicht suchen sie ein Boot, vielleicht haben sie Fischernetze entdeckt, vielleicht suchen auch sie nur die Nacht und ihre Geheimnisse.

Fritz kümmert sich nicht um sie.

Er sitzt mit Hans und Otto-otto am Feuer und hat seine Mundharmonika vor sich auf den Knien.

„Spiel doch mal was," sagt Hans.

„Ach ja," seufzt Otto-otto, „mir ist ganz spielerisch."

Fritze sieht in das Feuer.

„Ich weiß nichts," sagt er schließlich.

„Ja, det is es eben," murrt Hans. Merkwürdig, all das Zeugs, was man so in der Stadt singt, das geht hier auf einmal nicht. Komische Sache.

Otto-otto sieht von einem zum andern.

„Die ganzen Schlager passen nicht."

„Kannste was anderes?"

Fritz ist ausnehmend unfreundlich.

Er schämt sich, und nun wird er grob.



„Nee."

Hans denkt nach.

„Vielleicht was Politisches?"

„Quatsch," sagt Fritz.

Aber warum soll man eigentlich nichts Politisches singen?

Er grübelt.

Im Innern singt er sich die Internationale vor: Völker hört die Signale... auf zum letzten Gefecht... nein, auch das geht nicht; wie schal, wie leer, wie unmöglich stünde die Melodie in der Nacht.

Dazu gehören Schalmeien, und die fiebernden, aufgeregten Straßen und graue Gesichter und Elend, und der heiße Dunst einer Versammlung und Bier und Schnaps...

Nein, die Internationale kann man hier am Feuer nicht singen.

Otto-otto lächelt. „Gib mir mal das Dings," sagt er, und dann beginnt er zu spielen.

Und er spielt ein altes Lied, das er von seiner Großmutter mal gehört hat, und dessen Text er nicht mehr kann, aber die Melodie ist so schön und so zart, und sie läuft in die Nacht hinaus, wie ein Mädchen — und Fritz und Hans sitzen ganz still da.

„Was war denn das?" fragt Fritz.

„Ach, ich weiß nicht," sagt Otto-otto, „den Text kann ich nicht. Aber es war ein Volkslied."

„Schweinerei," sagt plötzlich Fritz laut und deutlich. „Da sitzen wir nun hier und können nicht mal was singen."

„Und wir können doch was singen!" schreit Hans. „Spiel mal, Otto."

Und dann schmettert es über die Dünen:

„Brüder, zum Lichte, zur Freiheit,
Brüder zur Sonne empor!
Hell aus dem Dunkel der Vergangenheit,
Leuchtet die Zukunft hervor!
Hell aus dem Dunkel der Vergangenheit,
Leuchtet die Zukunft hervor.“

Hans singt mit großer Begeisterung.

Fritze ist weniger erbaut. Otto-otto hört langsam das Spielen auf.

Das Lied macht sich schlecht zur Nacht, wenn man irgendwo etwas von der Ewigkeit spürt, und einmal gar nicht trotzig sein möchte, gar nicht siegreich, gar nicht angreiferisch, wenn man einmal ganz allein mit sich sein möchte.

Das Feuer knistert.

Tutti weint wieder im Schlaf. Er friert offenbar.

„Kleiner Kerl,“ sagt Fritz. Otto deckt ihm noch eine Decke über.

Dann schweigen sie wieder.

„Sag mal,“ fängt plötzlich Fritz an, „ist doch alles ganz anders hier, nicht?“

„Natürlich,“ brummt Hans. „Brauchste nicht erst feststellen.“

„Ich meine, überhaupt und so. Ich kann das nicht richtig sagen. So ganz unkommunistisch? Nicht?“

„Wieso denn. Wo wir eben alles geteilt haben, was wir dabei haben? Das Brot und den Kaffee und die Margarine? Ich finde, det is gerade der richtige Kommunismus ...“

„Das meine ich ja auch nicht. Ich meine so das Ganze hier, das Feuer und die Nacht, und der Tag überhaupt, die Wälder und die Dörfer und die kleine Stadt."

„Vielleicht ist Kommunismus bloß in der Politik?" wirft Otto-otto ein.

„Nein," murrt Hans, „entweder is man Kommunist oder man is es nicht. Und wer Prolet is, is Kommunist. Is doch ganz klar."

„Wieso bist du Prolet," sagt Otto-otto überraschenderweise.

Er sagt es ganz schlicht und überaus vorsichtig.

Aber es verschlägt Hans die Sprache und auch Fritz kommt nicht auf ein einziges Wort.

Herrgott, denkt er, Herrgott, dieser verrückte Otto-otto.

Meckert so daher. Meckert einfach so los.

Ja, wieso ist man denn eigentlich Prolet?

Und ein ganz tiefes Schweigen hebt an.

Hans bricht es zuerst.

Mit einem Schimpfwort trottet er davon, daß der Sand fliegt.

„Siehste," sagt Otto. „Der verträgt das nicht."

Und macht ganz unschuldige Augen dazu.

„Sag mal," sagt Fritze ganz langsam, „wer bist du denn eigentlich?"

Und betrachtet sich den kleinen verträumten, beim Fußballspiel so unnützen Otto-otto mit erstaunten Augen.

„Ach nichts. Bloß so," sagt der.

„Was heißt: bloß so?" will Fritz wissen.

„Ach, ich meine bloß, wenn wir öfters so rausführen, son

paar vielleicht, denn könnten wir doch ne ganze Menge lernen, nicht? Und wenn wir aus der Schule sind und aus der Lehre, dann müssen wir ja doch tippeln. Arbeit ist doch nich.“ —

„Ja, Arbeit ist nich,“ bestätigt Fritze. „Aber wir werden schon hier und da was finden. Mal son bißchen klempnern, und denn mal wieder ein bißchen auf nem Auto oder in ner Reparaturwerkstatt, oder Zettel verteilen und so. Irgendwas findet sich schon.“

„Und wozu machste das alles nachher?“ fragt Otto-otto.

„Wozu?“

Fritz will gerade auffahren, und eine heftige Antwort auf eine so saudumme Frage erteilen, da bleibt ihm, zum zweiten Male an diesem Abend, die Luft stecken.

Er wird sehr verlegen.

„Ja, ja, mein Gott, man muß doch von irgendwas leben, nich?“

„Is ja richtig,“ stochert der Otto im Feuer umher. „Aber schließlich, wozu lebste denn? Bloß so Kientopp und Mädchen, und vielleicht Partei? Is doch alles nicht das richtige.“

Fritz legt sich auf den Rücken.

Er kann jetzt nicht mehr ins Feuer sehen. Er blickt in die dunkle Nacht hinauf, er sieht die Sterne an und er sieht die Leuchtfeuer kreisen.

Das Leben ist so schwierig nachts.

Man hat so viele dumme Fragen, die einem bei Tage gar nicht einfallen.

Nachts wird alles so kompliziert und schrecklich schwierig.

Da muß man ganz lange in den glänzenden Himmel sehen.

Vielleicht, daß man eine Antwort findet.

Eine Sternschnuppe fällt über den halben Himmel. Sie leuchtet hellweiß und verlischt dann ganz plötzlich.

Nichts ist zu hören, als das stumme Rauschen des Wassers und irgendwo ein fernes Rufen.

Vielleicht Hans.

Oder Karle.

Oder Schorsch.

„Sag mal," tastet Fritze sich langsam vor und schämt sich schrecklich, „sag mal, glaubst du eigentlich an — — Gott?"

„Nee," sagt Otto-otto rasch.

„Nein?" freut sich Fritz und legt sich halb auf den Arm.

„Nein?"

„Nein. Aber an irgend etwas Großes. So, wie die Nacht hier ist, oder der Himmel, an irgend was, was Winter und Sommer macht, und die Vögel wandern läßt und den Baum wachsen, und das Land hier und mich, ja und was überall ist, und es ist sehr gut, bloß ich kann nicht sagen, was das ist. Ja, und daran glaube ich."

In Fritz Adern dröhnt es und rauscht.

Am Hals fühlt er den Puls schlagen.

„Du," stößt er hervor, „Otto, du, vielleicht — das Blut?"

„Ich weiß nicht," sagt Otto-otto. „Vielleicht."

Und dann starren zwei Knaben in eine nächtige Flamme in einer Dünenmulde...

---

## 4. Kapitel.

Die Nacht wird sehr kalt.

Es geht auf den Morgen zu. Karle und Schorsch sind wieder eingetrudelt. Sie sehen zerzaust und abgespannt aus, aber sie sagen nicht, wo sie waren.

Fritze und Otto-otto haben auch keine Lust zum Fragen.

Sie sind gleichfalls sehr erschöpft und frieren sehr.

Als Hans zurückkommt, den Bauch voller Zorn, auf sich, auf die Kälte, auf die Dunkelheit, auf den ganzen Unsinn, findet er eine schweigsame Runde, die eng aneinandergedrängt um das Feuer hockt. Tutti ist wieder aufgewacht und hat sich mit in den Kreis gezwängt. Otto-otto hat die Schuhe ausgezogen und schwenkt die nackten Füße über das Feuer. Er balanziert malerisch und behauptet, es sei so wärmer.

Die Buben sind alle sehr müde. Aber an Schlafen ist nicht zu denken. Die Decken flattern im kalten Nachtwind von den Schultern. Es ist sehr trostlos.

Manchmal nickt einer oder der andere ein.

Fritz spielt leise auf seiner Mundharmonika.

„Manch Blümlein blau am Wege blüht,
Wenn Kommunist nach München zieht..."

Das Lied paßt sehr in die Nacht. Fritz weiß nicht, daß es ein altes Soldatenlied ist. Ein Soldatenlied, das die Truppen sangen, die 1919 in das Baltikum marschierten. Das Wort Kommunist haben sie erst nachher eingesetzt.

Daher paßt es auch in die schweigende, wehende Nacht.

Als es heller wird, schaut Fritz den Otto-otto an.

„Meinst du, daß das alles einen Sinn hat?“

Otto kaut nachdenklich auf einem Halm.

„Doch. Sicher. Bloß welchen, das weiß ich nich.“

Und nach einer Weile: „Werden wir aber schon rauskriegen.“

Hans meckert schwach.

„Koch lieber Kaffee,“ brüllt Fritz ihn an. „Ich verbitte mir Stunk. Wennste meckern willst, hau ab.“

Im nächsten Augenblick ist eine wilde Keilerei im Gange.

Hans versteht durchaus nicht, weshalb Fritz so böse ist. Er hält ihn einfach für übergeschnappt oder bodenlos falsch. Und also prügeln sie sich.

Fritz hingegen hält den ahnungslosen und robusten Hans tatsächlich für einen frechen Provokateur und Störenfried.

Nur weil der nichts begreift von dem, was in dieser Nacht vor sich gegangen ist. Und während sich die beiden hingebend prügeln, in einer langsam hellerwerdenden Landschaft, geht groß und herrlich die Sonne aus dem Meere auf.

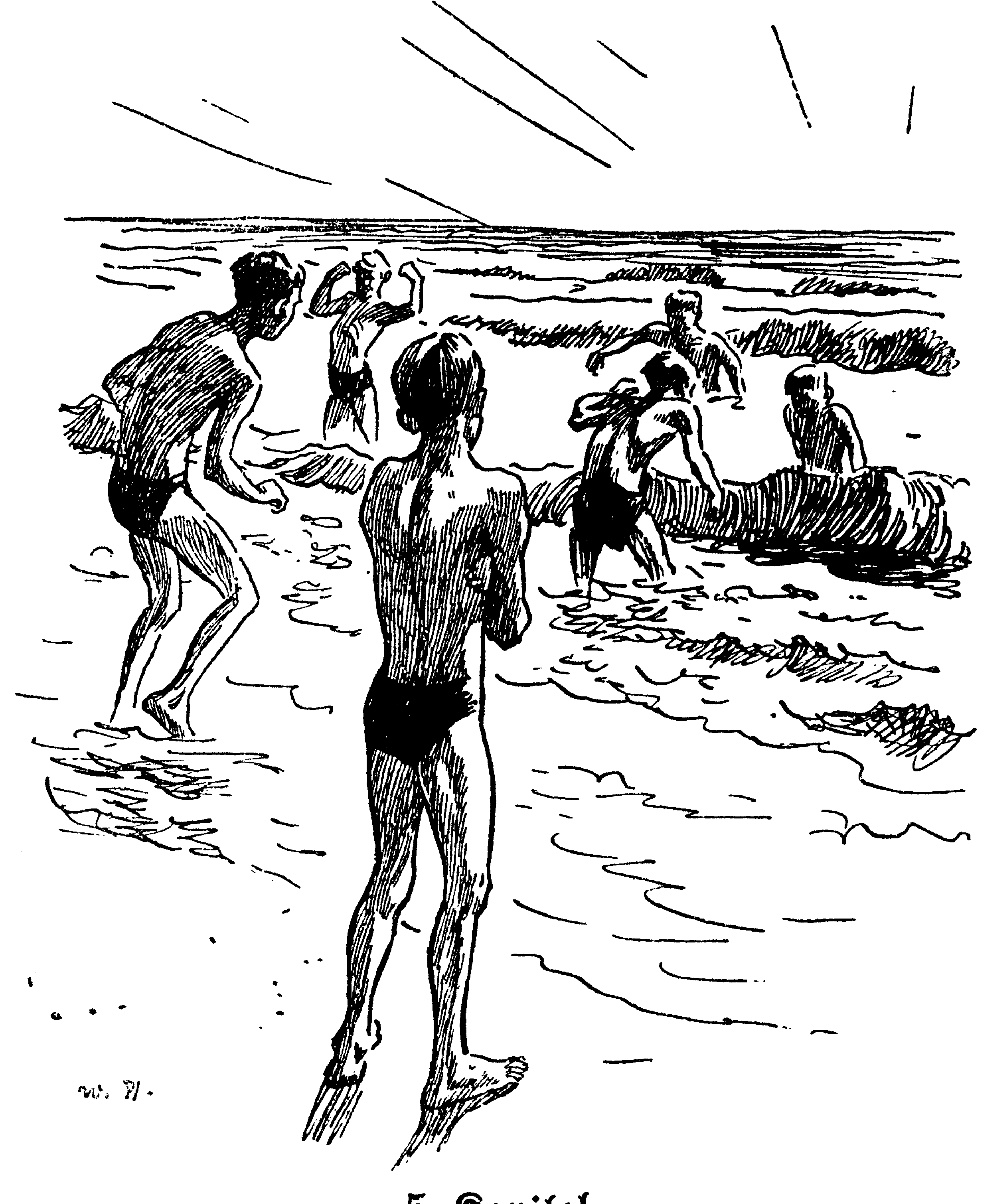
Ihre Strahlen schießen empor, rot und glühend, in gleißendem Silber schwimmt das Meer, und dann taucht, aus einem Gedicht von zartesten Farben, apfelgrün und reseden, kobaltblau und lavendel, rosa und purpur, violett und altgold, hellgelb und schwefel, perlmutterfarben und rostbraun, das ewige Licht empor. Ein einziges Flammen fährt über die See.

Der Sand leuchtet auf.

Das Feuer verlischt zu einem farblosen Glosen.

Der Tag ist da.

Zwei kämpfende Jungen rollen mitten in das kalte, silbern aufschimmernde Wasser hinein.



## 5. Kapitel.

Der Tag wird sehr warm.

Das Wasser freilich ist kalt, und man kann nur für Minuten hineinlaufen, aber es ist herrlich, wenn einem so Zehen und Waden kalt wie Eis werden, und es in ihnen richtig prickelt.

Und dann rennt man wieder hinaus und tanzt nackt in dem gleißenden warmen Sande.

Ja, das ist sehr schön, und man vergißt darüber, was man in der Nacht gesprochen und daß man sich bei Sonnenaufgang gerauft hat.

Man bringt einen wundervollen Tag hin, ohne an irgend etwas zu denken.

Nicht einmal Hunger bekommt man.

Alle sind grenzenlos glücklich.

Sie betrachten ihre blassen, schmalen Körper, die viel zu engbrüstig sind und zu lang aufgeschossen, aber daran denken sie nicht, sie suchen nur, ob sie schon braungebrannt sind.

Braun wollen sie alle werden, und deshalb huschen die Jungens auch immer wieder ins Wasser, wenn sie auch eine Gänsehaut kriegen.

Als es Mittag wird, liegen sie alle im heißen Sande, und keiner rührt sich.

Die Kleider sind über den ganzen Strand zerstreut. Hier liegt ein Hemd, hier ein Schuh, da eine Hose, dort oben in der Düne eine Mütze. Es ist ein malerisches Durcheinander.

„Eine Fahne müßten wir ja eigentlich haben," fängt Ottootto an.

„Eine Fahne brauchen wir unbedingt," erwidert Fritz.

„Hättste sie gestern abend nicht runtergerissen, wäre sie heute da," brummt Hans.

Seine Feindschaft gegen Fritz hat nicht aufgehört.

Weder er noch Fritz verstehen das.

Sonst ist nach einer soliden Keilerei wieder alles im Lot.

Aber diesmal hat nicht einmal das kalte Bad etwas geholfen. Das ist sehr merkwürdig und paßt durchaus nicht in das Bild, das sie sich von der Welt und den Menschen darin und ihren Leidenschaften gemacht haben.

„Die Fahne kannste hier nicht brauchen," knurrt Fritz ihn an. „Die ist für die Stadt. Hier brauchste was, was —, na sowas Besonderes."

Und dann zieht Fritze ein Taschentuch heraus, das größte, das er finden kann, und malt mit Marmelade eine schöne rote Hand mitten drauf.

Und die Fahne hißt er auf.

„Wir fahren jetzt jeden Sonntag hier raus," verkündet er.

„Und wir sind eine Klicke. Das weiß man. Und wer nicht mitmacht, kann wegbleiben.

Aber wir sind hier was Besonderes. Und weil wir was Besonderes sind, darum haben wir auch eine besondere Fahne.

Wenn sie auch bloß ein Tuch mit Marmelade ist. Und also: Die Rote Hand..."

Ja, was sagt man nun? „Rot Front" geht doch nicht. Rot Front ist doch so weit weg — so weit weg, wie dieses Strandlager von der grauen Stadt weg ist.

Ewigkeiten.

Aber da schreien Karle und Schorsch und Otto-otto schon... was schreien sie?

„Hipp, hipp, hurra. Hipp, hipp, hurraa. Hipp, hipp, hurraaaaaa!"

Ja, ganz so paßt das wohl hier nicht hin, aber am Meer mags hingehen.

Hans hat nicht mitgeschrien.

Es ist schon ganz deutlich, am nächsten Sonntag wird Hans nicht mehr dabei sein.

Nun denn, in Gottes Namen: Hipp, hipp, hurra!

Das klingt zwar nach Reaktion, aber bei Gott, solange er, Fritz Ehlers, hier was zu sagen hat, wird hier keine Reaktion sein. Nein, verdammt!

Nur... merkwürdig, daß Rot Front hier nicht herpaßt.

„Ob es noch was anderes gibt?“ fragt Fritze aufs Geratewohl.

Aber diesmal antwortet selbst Otto-otto nicht.

## 6. Kapitel.

Sie haben jetzt den ganzen Strand erforscht.

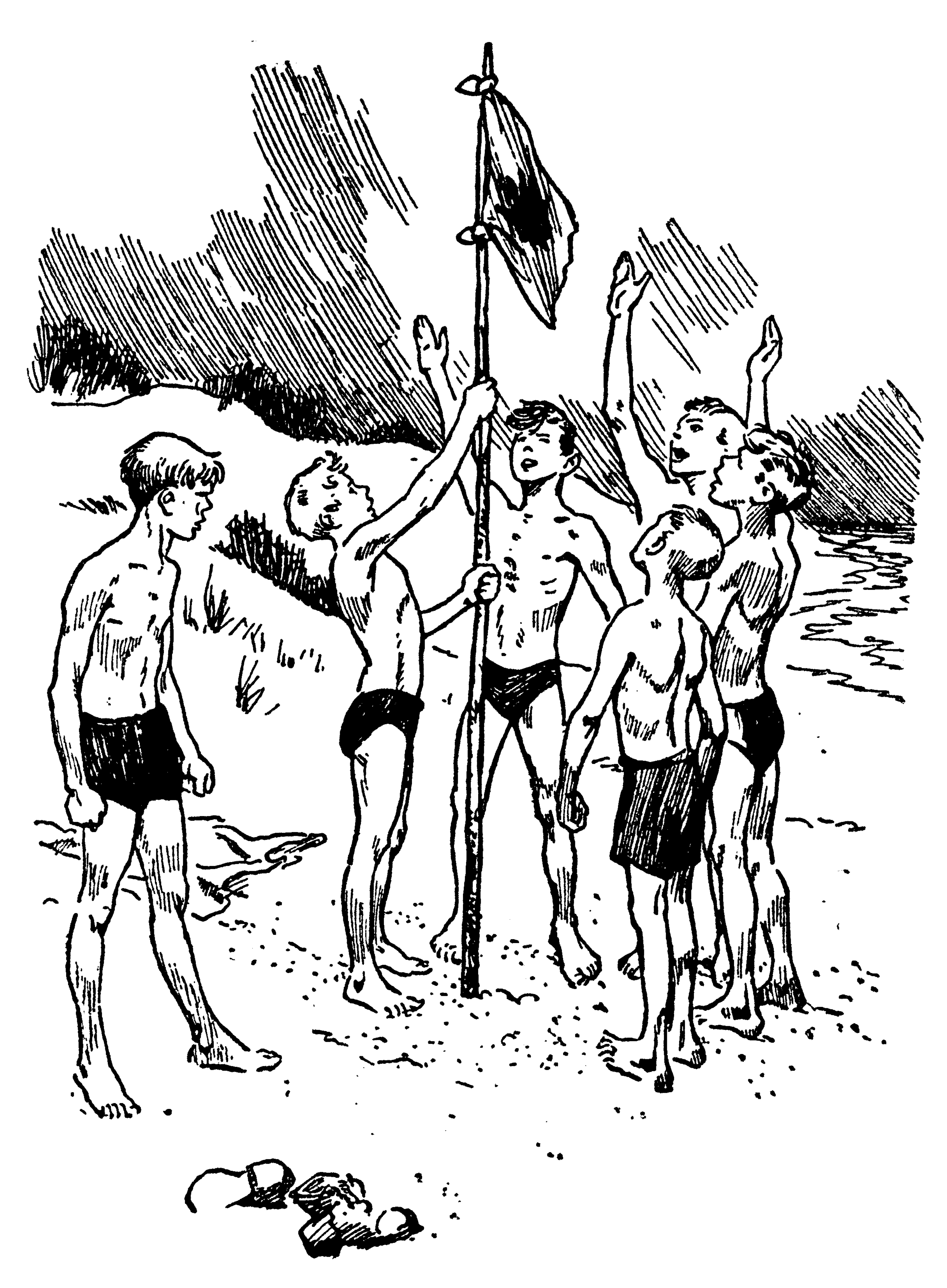
Weit rechts liegt irgend ein Dorf. Es muß mindestens ein paar Kilometer entfernt sein, man kann es gerade noch im fernen Dunst erkennen.

Links voraus macht die Küste einen Sprung nach Norden zu, da ist Wald, und da steht auch einer der Leuchttürme, den sie in der Nacht haben blinken sehen.

Aber von dem anderen Leuchtturm, der mehr in der Mitte sein muß, ist nichts zu sehen.

Es ist gar nicht anders möglich, dieser zweite Leuchtturm ist ein Leuchtfeuerschiff, das so weit draußen verankert ist, daß man es vom Strand aus gar nicht sehen kann.

Hinter den weiten Dünen, die sich gleichförmig ins Land



hineinziehen, ist gleichfalls Wald. In diesem Wald muß die Straße laufen, auf der zur Nacht die Fernlastzüge fahren.

Links hinten liegt dann das Wirtshaus, an dem heute Abend Otto vorbeikommen wird.

Um zehn Uhr.

Nun, das ist nicht zu verfehlen. Wenn es dunkel werden will, wird man von hier wegmarschieren. In einer halben Stunde ist man dann am Haus.

Es kann nichts geschehen. Die Sonne steht noch hoch.

Es ist noch viel Zeit. —

Von irgendwoher läuten Glocken.

Am späten Nachmittag kommen Wolken auf. Die Sonne verschwindet in einem schwefelgelben Schein, der nichts Gutes verheißt.

Wer jetzt rasch aufbräche, käme wohl noch trocken bis zum nächsten Dorf. Aber Buben aus der Stadt, woher sollen sie den Sinn solch schwefelgelben Scheins verstehen?

So trödeln und spielen sie am Sande. Bis auch ihnen die geänderte Landschaft auffällt.

Der Himmel ist blauviolett geworden, das Meer grau. Bleifarben läuft es in kurzen, schweren Stößen auf den Strand.

Der Wind, den man den Tag über nicht hörte, singt laut nun in den Gräsern. Wolken kommen sehr rasch den Himmel herauf. In der Luft ist ein ständiges, leichtes Grollen.

Das Wasser läuft höher den Strand empor.

Die ersten Burgen und Schleusen, die die Knaben Karle und Schorsch erbauten, sind bereits überflutet.

Jetzt merken sie alle, daß etwas Schlimmes vorgeht.

„Anziehen, fertigmachen!“ schreit Fritz. Ihm wird sehr angst. Er hat die Verantwortung.



Hans und Otto-otto, die als erste begreifen, hasten zu den Sachen im Dünenloch. Tutti klammert sich angstvoll an Fritz, er ist doch ein Kind. Karle und Schorsch suchen krampfhaft alles zusammen, was da weit über den Strand verstreut ist. Und dann rennen sie landeinwärts, dorthin wo der schützende Wald winkt.

Etwas Schreckliches droht.

Ein Unwetter, wie sie es von der Stadt her nicht kennen, hat sie erreicht.

Und nun reißt der Himmel auseinander.

Blitzschnell fällt Dunkelheit hernieder.

Die Wolken stürzen herunter und fegen fast über die Erde hin. Die See brüllt auf und rast donnernd über den Strand. Der Sturm nimmt ihren Schaum und wirft ihn den fliehenden Knaben in das Genick.

Vom Himmel her rauscht eine Sintflut hernieder.

Eiskalt ist der Wolkenbruch, er läßt keinen Faden am Leibe trocken.

Und immer rascher zerreißen die Finsternis gelbglühende Blitze.

Herzbeklemmend brüllt der Donner dazwischen.

Laut schreien Tutti und Karle und Schorsch.

Hans flucht entsetzlich, aber wenn ein Blitz loskracht, schweigt er erschrocken.

Otto-otto hat die Hände gefaltet, und im Vorwärtsstürzen, Vorwärtstaumeln betet er vor sich hin: lieber Gott, lieber Gott, laß mich leben, laß mich leben... lieber Gott... lieber Gott.

Fritz Ehlers kann weder weinen noch fluchen noch beten. Er hat keine Zeit dazu.

In seinem Herzen ist eine wahnsinnige Angst, daß irgend einem der fünf etwas zustoßen könnte.

Er trägt die Verantwortung. Er hat sie hier herausgelockt.

Um sich selbst hat er keine Furcht.

Nur um die andern.

Er weiß nicht, wie lange sie gelaufen sind.

In dem Augenblicke, da das Unwetter in einen ständig rauschenden, dichten Regen übergeht, und Blitz und Donner aufhören, erreichen sie ein Dorf.

Es ist klar, daß es nicht etwa das Wirtshaus von Muttchen Kuhn sein kann.

Da waren nur drei Häuser, ein Gasthaus und zwei Scheunen.

Nein, das hier ist ein ganzes Dorf.

Die Buben preschen die ausgestorbene, triefende Dorfstraße entlang.

Da erspäht Fritz einen Gasthof und steuert ihn an. Und sechs völlig erschöpfte Jungen fallen mitten in einen proppevollen Saal hinein.

## 7. Kapitel.

In einen Saal, in dem rote Fahnen von den Wänden hängen. Aber diese Fahnen haben eine weiße Scheibe in der Mitte, und auf dieser weißen Scheibe ist ein schwarzes Hakenkreuz.

Und auf dem Podium steht ein Mann und redet.

„Ei weih," flüstert Fritz. „Nazi."

„Rot Front," murrt Hans. Aber er murrt es leise und vorsichtig.

Ein warmer Ofen und etwas Trockenes am Leib ist nicht zu verachten.

Die andern sagen gar nichts.

Sie stecken sich an eine geschützte Ecke. Der Wirt kommt

und nimmt die nassen Sachen soweit als möglich mit in die Küche.

Er wird Obacht geben, wenn Otto mit seinem Lastwagenzug kommt. Wahrscheinlich hat er durch das Unwetter Verspätung.

Er kommt hier vorbei, jawohl.

Fritz rückt seine drei Mark heraus, die er von Jochen bekommen hat.

Es gibt für die sechs nassen Katzen ein großartiges Abendessen. Sogar einen Glühwein stiftet der Wirt.

Auf dem Rock hat er das Hakenkreuz.

„Doch sehr anständig von ihm," flüstert Otto-otto.

„Nazi!" höhnt Hans. „Alles Gesindel."

„Schnauze," fährt Fritz dazwischen. „Kannst dich ja wieder in den Dreck da rausstellen, wenns dir lieber ist. Der Mann ist in Ordnung. Und wer hier meckert, fliegt raus. Verstanden? Ob Nazi oder nich, is mir piepe."

Karle und Schorsch stoßen sich unterm Tisch an. Tutti macht große Kinderaugen.

Hans trinkt wütend seinen Glühwein.

Aus den Schuhen läuft das Wasser.

„Parteigenossen," ruft der auf der Bühne, „Volksgenossen, was heißt Sozialismus?

Hier in der NSDAP. stehen Proletarier und Bürger, Bauern und Soldaten, Studenten und Adel in einer Front, ja, hier kennen wir nicht mehr den Unterschied des Standes und der Klasse.

Wir kennen hier nur noch eines: den deutschen, schaffenden Menschen, der sich frei gemacht hat von Standeshochmut und

Klassenwahnsinn, der Schluß gemacht hat mit Klassenhetze und Klassenkampf und der sich einreiht in die braune Armee Adolf Hitlers."

„Schöner Salat," flucht Hans. „Jetzt fangen die Faschisten hier auch schon an."

Fritz sieht sich in dem Raume um.

Es herrscht eine merkwürdige Disziplin, obwohl keineswegs nur Nationalsozialisten in der Versammlung sind.

Die Fahnen, die auf dem Podium stehen, sehen sauber und schön aus. Die beiden SA-Männer, die sie bewachen, tragen den Sturmriemen herunter. Es sind ohne Frage Arbeiter.

Ein Junge von der Hitler-Jugend steuert den Tisch an.

„Heil! Wo kommt ihr denn her?"

„Siehste ja," knurrt Hans, „von draußen."

Der Hitlerjunge bleibt unerschüttert freundlich.

„Wußtet ihr denn nicht, daß heute Versammlung ist?"

„Nee."

Jetzt griff Fritz ein.

„Wir sind aus der Stadt. Immerhin ein paar hundert Kilometer weg. Wir waren am Strand. Und da hat uns das Unwetter erwischt."

„Ich heiße Martin," sagt der von der Hitlerjugend. „Da hinten sind meine Kameraden, die können euch mal ein bißchen unter den Arm nehmen."

Und ehe einer der sechs etwas erwidern kann, dirigiert er ein paar Braunhemden an den Tisch.

„Gib mal deine Jacke her. Und du auch," kommandiert der sich Martin genannt hat.

„Und du hast doch draußen 'nen Mantel.

Mal ein bißchen dalli. Die können doch hier nicht so aus dem Wasser gezogen rumsitzen.

Können sich ja den Tod holen."

Und dann fängt Martin an, die Sachen zu verteilen.

Die sechse aus der Stadt werden gar nicht erst gefragt.

Der eine bekommt einen Mantel um, der andere eine Jacke an, der dritte ein Hemd, und der vierte wird in eine braune Kletterweste gesteckt.

Dies war ausgerechnet Hans.

Aber er wagt nicht mehr zu murren.

Eine warme Weste war etwas, was in diesem Augenblick sogar seine kommunistischen Grundsätze ins Wanken brachte.

„Woher seid ihr denn?" fragt Fritz die Braunen.

„Aus Engelsburg," gibt Martin Bescheid.

„Ne, ich meine," fängt Fritz wieder an, „woher? Ihr seid doch keine Arbeiter?"

Die Hitlerjungen lachen.

Martin fängt beim kleinsten von ihnen an.

„Was is dein Vater?" — „Maurerpolier, arbeitslos."

„Deiner?" — „Mühlenarbeiter."

„Deiner?" — „Färber."

„Deiner?" — „Dreher, arbeitslos."

„Deiner?" — „Professor."

„Deiner?" — „Verkäufer."

Fritz besieht sich die Jungen einen nach dem anderen.

„Wir müssen wieder an unseren Platz. Nach der Versammlung kommen wir wieder, dann reden wir noch drüber."

„Was ist denn der Redner?" erkundigte sich Fritz noch.

„Das ist unser Gaupropagandaleiter, ein Schlosser."

Fritz und Otto sahen sich an.

„Merkwürdig," meint Otto-otto. „Ich dachte, die haben gar keine Arbeiter?"

„Haben sie auch nicht," fährt Hans dazwischen. „Is doch alles Schwindel."

„Na wieso denn," ereifert sich Otto. „Siehste doch auf zehn Schritt, daß die Jungs Arbeiterkinder sind."

„Schöne Arbeiterkinder!" höhnt Hans. „Gehn zu den Faschisten."

„Jedenfalls," schneidet Fritz die Debatte ab, „haben sie sich sehr anständig benommen. Obwohl sie gesehen haben, daß wir nicht dazu gehören. Und nun haltet mal die Schnauze, damit man von dem Redner was hört. Wenn das ein Schlosser ist, dann ist er ein Prolet wie wir. Und was ein Prolet zu sagen hat, das wollen wir wissen. Verstanden?"

„Aber nicht von so einem," trampft Hans auf.

„Und grade von so einem," flötet Otto-otto ganz sanft. „Wir jungen Proleten wollen doch was lernen, nicht wahr?

Und von einem Gegner kann man noch allerhand lernen. Besonders," stichelte er, „wenn man die Jacke von ‚so einem' anhat!"

Hans wollte sich wütend auf Otto-otto stürzen, aber Fritz hielt ihn fest:

„Nu aber mal Schluß. Benehmt euch anständig. Ihr seid hier privat. Und jetzt haltet endlich den Rand." —

Der Redner sprach nicht besonders gut.

Aber er hatte eine Art, seine Sätze vorzubringen, daß niemand zweifeln konnte, daß er sie selbst erlebt hatte, daß er felsenfest an sie glaubte.

„Sozialismus, jawohl! Wo ist denn bei der Sozialdemokratie, bei der Kommune Sozialismus? Hat der Marxismus einem einzigen Arbeiter Brot geschaffen? Im Gegenteil! Ein Prolet nach dem anderen verlor seinen Arbeitsplatz, ein deutscher Arbeiter nach dem anderen wurde zugunsten internationaler Bank- und Börsenjuden von seinem Arbeitsplatze vertrieben. Ein deutscher Arbeiter nach dem anderen mußte stempeln gehen, betteln gehen. Warum? Damit die Herren von der Internationale an den internationalen Kapitalismus Tribute erfüllen können!“

Ein Zwischenruf flog auf: „In Rußland nicht!“

Der Redner fuhr herum.

„In Rußland! In Rußland nicht!

Was geschieht denn in Rußland! Müssen nicht Millionen und aber Millionen in Rußland verhungern, in dem Lande, wo angeblich der Arbeiter herrscht, nur weil das Brot, das Getreide, von dem sie leben könnten, ins Ausland verkauft werden muß, damit von den internationalen Kapitalisten Maschinen gekauft werden, Wechsel bezahlt, Schulden beglichen?

Ist der russische Arbeiter, der russische Bauer frei?

Seit dreizehn Jahren bauen die Bolschewisten auf — und was ist bis jetzt das Ergebnis? Ein Trümmerhaufe. Eine einzige furchtbare Katastrophe.

Hat der Arbeiter Anteil am Besitz?

Hat er mitzureden bei der Leitung dieses Besitzes?

Wurde in Rußland sozialisiert?

Nein! Nein!

Es wurden viele Besitzer enteignet zugunsten weniger, zugunsten der internationalen Hochfinanz, die nun den russischen Arbeiter schuften läßt.

Aus dem Privatkapitalismus wurde ein Staatskapitalismus.

Aus dem Arbeiter wurde ein Sklave.

Das ist Rußland!

Wir Nationalsozialisten aber fordern den wahren Sozialismus. Einen Sozialismus, der nicht denkbar ist ohne Nationalismus.

Die Internationale hilft nicht, sie hat 1914 nicht geholfen und nicht 1918.

Erst wenn der deutsche Arbeiter wieder eine Heimat hat, ein Vaterland, wenn ihm dies schöne Land," — der Redner machte eine weitausholende, große Bewegung, — „wenn ihm dies Land wahrhaft gehört, wenn er mitzubestimmen hat, wenn der Staat nicht mehr für die Wirtschaft da ist, und die Wirtschaft nicht mehr für das Geld, sondern wenn umgekehrt das Geld und das Kapital der Wirtschaft und die Wirtschaft dem Staate und damit dem Volke dient, dann hat er das errungen, wofür er seit fünfzig Jahren kämpft: den wahren Sozialismus!

Dann aber wird auch die Arbeitslosigkeit aufhören, und ein jeder wird an seinem Platze frei und unbeschwert schaffen können, weil es sich nun wieder zu schaffen lohnt: für das Vaterland des deutschen Arbeiters: für ein nationalsozialistisches Deutschland."

Beifall rauschte auf. Ein paar Pfiffe zischten dazwischen.

Aber es war klar, der Beifall blieb stärker.

In der Mitte des Saales standen ein paar im braunen Hemd. Weiter hinten wieder einige Jungen, vielleicht dreizehn, vierzehn Jahr, gleichfalls im Braunhemd. Vielleicht von Martins Schar. Die nahm sich Otto-otto aufs Korn.

Alles sprang jetzt von den Sitzen.

Auf der Bühne hatte einer ein altes Klavier geöffnet.

Die Hände reckten sich nach oben, offenbar wußte man, was nun kam. Und während von draußen das Toben der Brandung hörbar wurde, dröhnte im Saal, von rauhen Fischern, Bauern und Arbeiterkehlen gesungen, ein Lied empor, das Lied der nationalsozialistischen Revolution:

„Die Fahne hoch, die Reihen dicht geschlossen,
SA marschiert mit ruhig festem Schritt.
Kamraden, die Rotfront und Reaktion erschossen,
marschiern im Geist in unsren Reihen mit.“ —

„Alles Bruch,“ schimpfte der gänzlich verärgerte Hans. „Alles Unfug. Diese Arbeitermörder und den Proleten befreien. Ne, da muß schon wer anders kommen. Bloß raus hier! Ich platze noch.“ —

„Dem Führer ein dreifaches Sieg-Heil! Sieg-Heil! Sieg-Heil!“ —

Die Jungen riefen nicht mit, oh nein! Sie waren mit einem Male in einer heftigen Auseinandersetzung begriffen.

Es ging rasend schnell und keiner konnte später sagen, wie alles gekommen war.

Genug, Fritze und Otto-otto auf der einen Seite, Hans auf

der anderen hingen sich an der Kehle. Tutti verkroch sich, und Karle und Schorsch wußten nicht ganz, wohin sie gehörten.

„Und es ist doch was dran!"

„Arbeiterverräter!"

„Denk an die Nacht in der Düne," schrie Otto-otto.

„Jawoll," brüllte Fritz.

Die Ohrfeige klatschte. Der Saal wurde aufmerksam.

„Und ich geh' zur HJ!" trumpfte Otto-otto auf. „Ich habe sie die ganze Zeit beobachtet, da ist mehr Zuck dahinter als in eurer blöden KJ."

„Du Lump!" Wütend stürzte sich Hans auf Otto.

Fritz warf sich dazwischen.

„Rehe waren da," brüllte Otto, „und ein Wald und Wasser und Sterne, und das ist Deutschland, und die Nazis reden von Deutschland, verdammt! Wovon redest du?"

„Willst du das Land hier verraten?"

„Bist du Arbeiter, alle sind wir Arbeiter!"

„Und jetzt weiß ich's! Wenn's die Alten nicht mehr können, dann müssen wir ran."

„Und nun grade!"

„Halt die Schnauze!"

„Rot Front!"

„Rot Front!"

„Heil — — —"

„Heil — — —"

Darf man, darf man das rufen? ... Fritz Ehlers schwankt, — da brüllt Otto, Otto, der soviel Tore beim Fußballspiel verpatzt, der schüchterne verträumte Otto-otto, da brüllt er:

„Heil Hitler!“ und nun ist schon alles gleich, — laß den Lastwagenzug abbrausen oder nicht, laß passieren was da will, hier wird um einen neuen Glauben gehauen.

Und so was kann man nur in einer Keilerei erledigen.

Und also: „Heil Hitler!“ „Heil Hitler!“

Als die HJ dazwischenfahren will, fährt Otto sie an wie eine Katze. „Laßt uns zufrieden! Das machen wir aus.“

Und dann fliegt Hans im hohen Bogen aus dem Lokal.

Und dann melden Fritz Ehlers und Otto-otto sich beim Führer der HJ.

Dem ist das Ganze reichlich schleierhaft und er begreift auch nach längerer Erklärung nicht, was nun eigentlich vor sich gegangen ist. Zu seinem Trost kann er feststellen, daß es die andern auch nicht genau begreifen.

Nur Otto-otto kann erklären, daß es den ganzen Tag schon kommen mußte. Daß es allerdings sooo kommen würde, wäre wieder nicht klar gewesen. Aber nun, nachdem es so gekommen wäre, sei es wirklich so gekommen, wie es einmal hätte kommen müssen.

„Total verrückt,“ erklärte der HJ-Mann nach dieser Erläuterung.

Mit Recht.

Immerhin kapierte er nach längerem Hin und Her, daß er hier aus der Kommunistenstadt zwei erstklassige Jungen gewonnen hatte, ganz ohne sein Verdienst.

Er schrieb es also der Idee Adolf Hitlers zu, daß diese Kommunejungen zum Hakenkreuz sich gefunden hatten.

Unter Donner und Blitz und Krach allerdings.

Und ohne vorläufig eine genauere Ahnung davon zu haben, was nun eigentlich Nationalsozialismus war, aber doch mit einem festen Glauben.

Und der Glaube ist ja wohl schließlich das Größte in der Welt...



## 8. Kapitel.

Es regnete draußen nur noch leicht.

Es war elf Uhr und stockdunkel.

Der Lastwagenzug von Otto schaukelte langsam durch das nasse, duftende Land.

Im ersten Wagen lag der linientreue Kommunist Hans.

Er rieb sich seine blauen Flecke und war mit allem, was geschah, äußerst unzufrieden.

Er hörte weder den Motor singen, noch atmete er den würzigen Ruch des trächtigen Bodens ein. Er blickte nicht in die Wälder und nicht auf die friedlichen Dörfer und Städte. Er nahm nicht Abschied von der See und nicht von einem immerhin ereignisreichen Sonntag. Er brütete finstere Rache.

Eine Rache, die bereits am andern Tag einsetzen würde!

Im hinteren Wagen saßen die neugebackenen Faschistenschweine derweil und sangen leise vor sich hin das Lied, das sie eben gehört: „Die Fahne hoch, die Reihen dicht geschlossen . . .“

Sie konnten den Text noch nicht, und auch die Melodie stimmte wohl nicht ganz, aber es gab doch einen Halt und eine Verbindung zu dem, was soeben gewesen war.

Karle und Schorsch hatten sich in die andere Ecke gedrückt. Sie waren unbeteiligt, und sie legten Wert darauf, weder als Kommune noch als Nazi angesehen zu werden.

Sie verstanden den ganzen Krach nicht, und fanden sich in so plötzlichen Auseinandersetzungen nicht zurecht.

Tutti schlief auf einem Sack Zement, der von irgendwoher auf dem Anhänger mitfuhr.

„Schöne Schweinerei, nicht?“ ließ sich nach einer Weile Otto-otto vernehmen. „Morgen weiß es die ganze Stadt.“

„Und dann kriegen wir Zunder.“

„Heute nacht noch erzählt Hans die Sache.“

„Wär ja auch blöd, wenn er sie nicht erzählen täte. Plötzlich die Nazis in der Stadt!“

Otto-otto mußte lachen.

„Es wird ja noch mehr geben als uns beide. Müssen mal sehen, wo wir noch welche finden.“

„Trotzdem. Totschlagen werden sie uns gewiß.“

„Wahrscheinlich werden sie's versuchen. Wir haben ja den Hans auch zu sehr geärgert. Aber was kann man dagegen tun?“

„Vielleicht fahren wir gleich weiter mit Otto da vorne? Irgendwo anders hin?“

„Red doch kein Blech. Is doch Unfug. Erstens, was willste da machen, zweitens glaubt dir kein Mensch, daß du Nazi bist, drittens wird nicht ausgerissen.“

„Nee, et is auch nich um mich.“

„Wieso?“

Fritz schwieg eine Weile.

Dann nahm er plötzlich Otto-ottos Hand, drückte sie, daß sie krachte und legte seinen Kopf an Otto-ottos Schädel:

„Weil — weil — weil sie dich nicht totschlagen sollen...“

Otto saß verdattert.

Er rührte sich nicht.

Er strich nur mechanisch über den Scheitel des Älteren.

Und plötzlich weinten sie beide.

Fritz und Otto.

Aber sie weinten nicht um das Geschehene und nicht aus Furcht vor dem, was da kommen mußte.

Sie weinten, und wußten nicht weshalb. Sie waren traurig, weil das Schicksal sie angerührt hatte.

Nach einer Weile flüsterte Otto-otto: „Jetzt sind wir keine Kinder mehr."

Und das war genau das Entscheidende, das in diesen Stunden sich ereignet hatte. —

Der Wagen rumpelte und humpelte.

Die Stunden vergingen.

Vor der Stadt sprangen Fritze und Otto ab, ohne sich noch von den Fahrern zu verabschieden.

Die Grüße trugen sie Karle auf.

Sie verschwanden in den lockeren Kiefern weit voraus der bewußten Tankstelle. An der Fischergasse trennten sie sich.

„Auf morgen, Otto."

„Auf morgen, Fritz!"

„Heil Hitler!" „Heil Hitler!!"

## 9. Kapitel.

Der Tankwärter erfuhr von dem rachebrütenden Hans, was sich ereignet hatte.

Dies hatte den Erfolg, daß bereits am anderen Morgen, auf dem Weg zur Schule, ein Mann sich an Otto und Fritz hängte und ihnen eine geraume Weile nachschlich. Kurz vor der Schule holte er sie ein.

„Hallo, ihr da,“ rief er sie an.

Die beiden blieben stehen.

Ging es schon los?

Langsam kam der Mann auf sie zu.

„Wenn euch einer in die Schnauze haut, weil ihr Nazi seid, denn türmt. Verstanden? Und zwar türmt ihr zu Fischer in die Blaue Lampe. Wißt ihr wo die ist?“

Fritz und Otto nickten.

„Das ist unser Nazilokal. Und nu haut ab. Heil Hitler!“

„Meine Güte,“ stöhnte Fritz, „das kann ja gut werden. Jetzt wissens die auch schon.“

„Höh, da klappt eben der Laden. Is bloß gut, daß wir jetzt wissen wohin.“

„Blaue Lampe, warum nicht?“

Fritz sah sich um. Hinter der nächsten Straßenecke lag die Schule.

Ob Hans —?

Vorsichtig spähten sie aus.

Aber nichts rührte sich.

So sausten sie in die Schule hinein, ohne sich aufzuhalten, gerade bis in die Klasse.

Sie kamen in dem Augenblicke an, als auch der Lehrer die Klasse betrat.

Totenstille empfing die beiden.

Aber kaum hatte der Lehrer das Pult zurecht gerückt, kaum hatte er sein Buch aufgeschlagen, erhob sich Hans.

„Zur Geschäftsordnung!“

„Hartung! Was soll das heißen!“

„Das soll heißen, daß wir seit heute morgen zwei Faschisten-schweine unter uns haben. Und daß die Klasse es sich verbittet, mit solchen Lumpen zusammensitzen zu müssen.

Wir verlangen die sofortige Entfernung dieser Burschen."

Brausender Beifall belohnte Hans.

Man merkte: das alles war abgekartetes Spiel.

Der Lehrer sah hilflos in die Runde.

Zwei Faschisten?

In dieser Schule? In seiner Klasse?

Er zuckte nervös mit dem Schnurrbart.

„Wieso Faschisten?" stammelte er. Auch er hielt Faschisten für bessere Mörder.

„Nazi!" brüllt die Klasse.

„Aber wer?" verzweifelte der Lehrer.

Bevor die Klasse die Namen der beiden zu brüllen vermochte, waren Fritz und Otto in die Höhe geschossen:

„Ich!"

„Ich!"

„Wir sind — Nazi!"

Ein wahnsinniges Geheul beantwortete diese Provokation.

Tintenfässer, Federhalter, Mappen, Bücher, Schwämme, alles flog in wüstem Durcheinander den beiden ins Gesicht.

Otto begann zu bluten. Aber er bewegte sich nicht.

Langsam ging Fritz auf ihn zu, nahm in bei der Hand, und während die ersten sich auf sie zu stürzen versuchten, liefen sie beide aus dem Zimmer, schmetterten die Tür hinter sich zu und rasten, was ihre Füße hergaben, aus der Schule.

Eine entfesselte Meute tobte hinter ihnen her.



Aber sie erreichte die beiden nicht mehr.

Über einige Höfe, über Mauern und durch Hinterausgänge, Torwege und über Bauplätze, freies Feld und durch winklige Straßen fanden sie das Lokal: die Blaue Lampe.

Dort brachen sie in den Armen eines alten freundlichen Mannes zusammen.

„Schon da,“ sagte er nach hinten.

Es kam ein junger Bursch heraus, nahm die beiden in Empfang und wusch ihnen die Wunden.

„Na also. Herzlich willkommen.“

„Ich — ich bin...,“ wollte Fritz beginnen.

„Schon gut,“ wehrte der Mann ab.

„Du bist Fritze Ehlers und das ist dein Freund Otto-otto. Wissen wir schon.“

Und er beugte sich zu Fritz herunter.

„Der Tankwart, verstehste, ist nämlich auch Pg.“

## 10. Kapitel.

Jetzt aber begannen die Schwierigkeiten.

Einen verfolgten SA-Mann kann man verstecken.

Einen verfolgten Parteigenossen kann man verbergen.

Aber wie soll man zwei verfolgte Jungen, die 13 Jahre alt sind, verstecken, wenn draußen eine tosende Meute steht, und vor der Meute zwei Männer, die die Väter der Buben sind?

Das Gesetz zwingt, die Kinder herauszugeben.

Aber kann man sie herauslassen?

Sie würden in Stücke gerissen!

Was schreit der alte Ehlers?

„Ich bin ein anständiger Arbeiter! Ich bin Kommunist! Und ich lasse mir meinen Jungen nich von den Faschisten stehlen! Ver-

fluchte Bande! Jeden Knochen im Leibe schlage ich dem Bengel kaputt! Ich bin Kommunist, und mein Junge is auch Kommunist, oder ich schlage ihn tot."

Ja, das ist nun wohl so im deutschen Recht von 1930. Zunächst muß man zusehen, wie der Mann den Jungen erschlägt. Dann kann man vielleicht nachher den Mann wieder fassen. Aber verhindern, verhindern darf man ein Verbrechen nicht.

Und wenn auch der alte Ehlers den Fritz nicht erschlägt, — seine Kumpanen werden es mühelos besorgen.

Und da ist auch die Polizei. Natürlich, die Polizei!

Sie kennt das Lokal. Oh ja, und sie will gleich einmal sehen, ob auch die Hinterausgänge besetzt sind.

Gottseidank, auch da steht Kommune.

Dann also, meine Herren, kann die Hetze losgehen.

Und Polizei durchsucht die Blaue Lampe. Von oben bis unten. Nur die zwei Jungen, die findet sie nicht.

Sie suchen den Schanktisch ab und das Nebenzimmer, die Küche und den Hof, den Keller und den Boden, sie entdecken ein rostiges Seitengewehr, das sie beschlagnahmen und einen alten Stahlhelm, in dem Petersilie wächst, die Petersilie werfen sie auf den Boden und den Stahltopp nehmen sie mit, — aber von den beiden Jungen finden sie keine Spur.

Und dabei schwört der Schuster von gegenüber Stein und Bein, daß er gegen 9 Uhr in der Früh zwei Jungen in hellem Lauf hier habe hineinwitschen sehen, und keine anderen als die beiden Faschistenschweine könnten das gewesen sein.

Die Polizei besieht sich mißtrauisch den Wirt und den jungen Gehilfen.

Aber beide machen sehr dumme und sehr friedliche Gesichter und haben niemals, niemals, niemals zwei Jungen der bezeichneten Art gesehen.

Nach einer Stunde vergeblichen Bemühens zieht die Polizei wieder ab.

Nach einer weiteren Stunde die Kommune.

Nur ein paar Horchposten bleiben zurück.

Im Nebenhaus sitzen derweil beim Pg. Mustert friedlich zwei Buben und essen Erbsensuppe und Speck.

Sie würden brennend gerne einmal auf die Straße gesehen haben, auf die Polizei und auf die Kommune, aber Pg. Mustert hat ihnen alle Höllenstrafen der Ewigkeit angedroht, wenn sie ihre Nase näher als drei Meter an irgendeines der Fenster heranbrächten. Die Polizei braucht nicht durch die Neugier zweier Jungen darauf kommen, daß von der Blauen Lampe eine heimliche Tür zu dem Schneidermeister Mustert führt.

Aber damit ist das Problem nicht gelöst.

Das Problem heißt: was macht man mit zwei Jungen, die nicht nach Hause können, die totgeschlagen werden, wenn sie sich sehen lassen, nur, weil sie statt Heil Moskau Heil Hitler riefen?

Es ist aussichtslos, sie etwa am späten Abend sich nach Hause schleichen zu lassen.

Wenn auch die Väter sie nicht der Kommune auslieferten, — sie selbst schlügen zunächst einmal die Jungens zusammen, daß sie in kein Bett mehr paßten, — und am anderen Tag wäre es beim ersten Schritt vor die Tür wieder so wie heute.

Nein, man muß schon eine andere Lösung finden.

Und diese Lösung ist nicht einmal schwer.

Fritz und Otto-otto werden nach Engelsburg fahren!

Als es dunkel wird, schlüpfen die beiden aus dem Haus. Ein Lastwagen rattert gerade behäbig über das Pflaster. Er sperrt die Sicht auf die Blaue Lampe radikal ab, und so kann die Kommune, die drüben in dem Schusterladen hockt, auch nicht feststellen, daß zwei Jungen auf den Führersitz des Anhängers springen und wie der Blitz in Deckung gehen.

Als der Lastwagen vorbei ist, kommt ein Mann aus der Blauen Lampe, schnuppert vorsichtig in die kühle Nachtluft und dreht langsam die Beleuchtung an.

Merkwürdigerweise hatte er vergessen, sie anzustecken, als es Abend wurde.

Und nun leuchtet wieder das Transparent über dem Eingang tröstlich in die Nacht: „Zur Blauen Lampe. Restauration."

Der Lastwagenzug rattert davon.

Zwei Knabenhände finden sich.

„Fritze?"

„Ja?"

„Jetzt sind wir draußen."

„Jetzt fahren wir zu Martin."

„Und zur HJ."

„Freust du dich?"

„Ja."

Und nach einer Weile: „Siehst du, Otto-otto, nun haben sie dich doch nicht totgeschlagen..."

Und Otto lächelt in die Nacht hinein:

„Ich hätte gar nicht gedacht, daß die Nazis sone fixe Bande sind.

Und das Bild, das Bild habe ich doch noch mitgenommen."

Und er zieht eine Postkarte aus der Tasche, eine Postkarte, die Adolf Hitler zeigt.

„Mensch," ärgert sich Fritz, „die haste geklaut."

„Nee," lacht Otto-otto, „die habe ich geschenkt bekommen. Von Pg. Mustert. Den haben wir doch auch immer fürn Sozi gehalten. Mensch, die Kommune würde lachen, wenn wir erzählen wollten!"

„Laß man," unterbricht Fritz.

„Wir werden noch genug von der Kommune zu hören kriegen."

Und wieder rumpert der Wagen nach Nordosten.

Aber diesmal fährt nicht die Rote Hand, es fährt keine Klicke und keine Bande.

Es fahren zwei Knaben, die sich nicht mehr sehen lassen dürfen, hinter denen eine ganze Stadt her ist, die verfehmt sind und geächtet, für deren Leben kein blanker Heller mehr einzusetzen ist, falls sie ihre früheren Kameraden erwischen.

Es fahren zwei Kämpfer, die zwischen einem Tag und einer Nacht aus allen Bindungen geraten sind, die das Schicksal genommen und auf einen anderen Strand geworfen hat, und nun stehen sie da, und sagen trotzig und ruhig ‚ja' zu all dem, was geschehen ist, und fürchten sich nicht, und haben nur den einen Wunsch, sich irgendwo zu bewähren.

Sie denken nicht daran, wer ihnen Essen geben wird.

Sie denken nicht daran, wo sie wohnen werden.

Sie denken nur daran, daß man sie geschlagen hat, weil sie Heil Hitler riefen, weil sie auf einer solchen Fahrt, vor acht-

undvierzig Stunden, Deutschland erlebten, mit Tier und Blume, Feld und Wald, und das Blut, und irgendwo insgeheim in der Seele etwas spürten von Heimat und Religion und Vaterland und Freiheit und Zukunft.

Und an diese Zukunft glauben sie nun, und an ihre Freundschaft, und an irgend etwas unbestimmtes Großes, das ihnen zugedacht ist vom Schicksal.

Sie sitzen eng aneinander gelehnt in dem Bremserhäuschen, und sehen den vorüberhuschenden Bäumen zu, sie hören auf das Rattern der Räder und auf ferne Rufe im Wald.

Sie sehen dem Monde zu, der über die Felder leuchtet und viele seltsame Schatten über die junge Saat laufen läßt.

Sie sehen Flüsse und Bäche auftauchen und verschwinden, Wolken kommen und gehen, die Sterne drehen sich langsam aus der Erde zur Höhe und wieder zur Erde hernieder.

Das Land duftet sehr, und die wehenden Zweige einer Birke sind wie silbernes Haar im Mondlicht.

Rummtummtumm — rummtummtumm — rummtummtumm machen die Räder.

Sie stoßen leicht, irgend etwas ist nicht ganz in Ordnung.

Vielleicht ist es auch nur der Bremsklotz, der pendelnd anstößt. Rummtummtumm — rummtummtumm — — —

Stand hier nicht einst ein Reh?

Rochst du nicht hier das Meer?

War nicht hier ein Unwetter?

War nicht hier eine Versammlung? — — —

Ach, es schläft sich so gut auf der Flucht, wenn ferne Freunde sie bewachen.

„Gute Nacht, Fritz."
„Gute Nacht, Otto." —
„Wir haben kein Zuhause mehr."
„Wir haben alles verloren."
„Vater."
„Mutter."
„Freunde."
„Stadt."
„Das karge Feld vor den Häusern."
„Und die Fahne mit der blutroten Hand."
„Wir haben alles gewonnen."
„Den Glauben an eine Zukunft."
„Wir sind nicht allein."
„Über uns weht eine Fahne."
„Gute Nacht."
„Gute Nacht." —
„Bist du mir böse?"
„Aber du!"
„Nein?"
„Idiot!" —
Schlaf.
Rummtummtumm — rummtummtumm...
Der Mond wandert über das Feld.

---

## 11. Kapitel.

Fritz und Otto machen in der Engelsburger HJ Dienst.

Man hat sie nicht gefragt, woher sie kommen.

Man braucht das nicht zu wissen.

Es ist immer besser, man weiß für alle Fälle zu wenig als zu viel. Denn es könnte sein, daß einmal die Polizei genauer nach den beiden fragen könnte.

Und dann ist es besser, man kann nicht allzuviel erzählen.

Besser für beide Teile: man erspart der HJ Kummer und der Polizei die Aufregung.

Alles geht gut.

Sie hüten das HJ-Heim und sie machen Nachrichtendienst, sie verteilen Flugblätter und Zeitungen und überbringen Befehle, sie stecken ihre Nase in alle Kommunistenecken und strolchen den ganzen Tag durch die Stadt.

Essen und Schlafen tun sie im SA-Heim.

Denn auch die SA fragt nicht lange, woher die beiden Kerle kommen.

Sie heißen Fritz und Otto-otto, gehören zur HJ, und man kann sie zu tausend nützlichen Dingen gebrauchen.

Mehr zu wissen, ist unnütz. —

Die SA hat die beiden sehr gern.

Sie bekommen Mittags die besten Happen Fleisch und abends die fetteste Wurst. Und die wärmste Decke liegt auf den Betten der beiden.

Und Fritze und Otto lernen, daß wahrer Sozialismus ganz etwas anderes ist, als eine blasse Theorie erzählt.

Sie spielen mit den SA-Männern Schach, und kugeln mit den HJ-Kameraden in der Stadt umeinander, sie kennen jeden Schlupfwinkel und jeden Torweg und auch jeden Saal und jede Kneipe.

Und sie wissen genau, welcher Saal und welche Kneipe zu welcher Partei gehört.

Martin hat sie in seine Schar geholt. Er ist nicht weiter erstaunt, daß Karle und Schorsch geblieben sind, wo sie waren.

Aber daß Fritze und Otto-otto sich durchgebissen haben, das freut ihn. Und die ganze Schar ist bombenstolz auf ihre beiden „Kommunisten".

Fritze verdoppelt seine Fähigkeiten.

Seitdem er nicht mehr die Schule zu drücken braucht, entwickelt er sich zu einem hervorragenden Kerl.

Seine blauen Augen leuchten nur so, und sein Blondhaar fällt jeden Tag fröhlicher über die braune Bubenstirn.

Sie fahren über Land.

Jeden Sonnabend-Sonntag, und nun erst lernen Fritz und Otto, was es eigentlich heißt: nachts in einer Düne liegen, oder beim Bauern im Quartier sein, oder zelten.

Zelten! Dies Herrlichste in sternenüberspannter Nacht!

Wie kläglich waren doch damals die dünnen, flatternden Decken!

Der verbeulte, rußige Kochtopf!

Bei der HJ schaut das anders aus.

Da ist Zug drin.

Und da fragt keiner, woher der andere ist.

„Siehst du," erklärt Martin, „da ist gar kein Unterschied

zwischen den Reaktionären und den Marxisten, den Kapitalisten und den Bolschewisten.

Alle platzen sie vor Hochmut, die einen wollen nur mit Menschen umgehen, die mindestens tausend Mark verdienen oder Grafen und Fürsten heißen, und die andern wieder wollen nur



mit Menschen zu tun haben, die hungern und keinen sauberen Kragen umbinden.

Warum ist das eine ein Vorzug oder warum das andere?

Ist der, der tausend Mark hat, mehr als der, der keinen Kragen umbindet? Oder ist der ohne Kragen nun mehr als der mit den tausend Mark?

Wahrscheinlich sind sie beide gleich.

Und es kommt nur darauf an, wer seinem Vaterlande dient und wer es verrät.

Und da sind sie wieder beide gleich, der Kommunist und der Kapitalist, — der eine verrät Deutschland nach Moskau und der andere an die internationale Börse.

Und der Bürger und der Arbeiter, die beide für Deutschland arbeiten und wenn es sein muß sterben — ja das eben sind Nationalsozialisten, — und wenn sie so Seite an Seite marschieren, dann ist das eben die große Volksgemeinschaft, so wie wir jetzt marschieren, als Hitler-Jugend.

Und fragen nicht danach, was der Vater von einem von uns ist. Sondern fragen nur, bist du ein deutscher Junge oder nicht?"

Die vorderen Reihen singen. Die Allerjüngsten schlagen die großen Trommeln, daß es dumpf dröhnt.

Es geht auf einem gold und grün übersonnten Buchenweg hinein in die weite Wildnis des Meerwaldes, in dem noch uralte Baumriesen stehen und heimliche Sümpfe nächtens leuchten und Schlangen und seltenes Wild hausen.

Auch Uhu und Kauz horsten dort noch und der scheue Seeadler.

Am Meer aber gibt es einen kleinen See, nur wenige Hundert Meter von der Küste entfernt. Zwischen ihm und der See wird die Schar zelten.

Otto-otto trommelt dem Marsch voran.

Es klappt und paukt und dröhnt.

Die Buben singen.

Martin und Fritz singen mit.

Das Lied vom Trommlerbuben, vom Trommlerbuben unterm Hakenkreuz.

Wer hat es gedichtet?

Man weiß es nicht.

Wer hat es zuerst gesungen?

Man weiß es nicht.

Es leuchtet und flirrt, es jubelt und grollt, das helle Lied der HJ.

„Wir ziehen über die Straße
In schwerem Schritt und Tritt,
Und über uns die Fahne
Sie knallt und flattert mit.

Voran der Trommelbube,
Er schlägt die Trommel gut.
Der Knab weiß nichts von Liebe,
Weiß nicht, wie scheiden tut.

Er trommelte schon manchen
In Blut und in sein Grab,
Und dennoch liebt ein jeder
Den frohen Trommelknab.

Vielleicht bin ich es morgen,
Der sterben muß im Blut.
Der Knab weiß nichts von Sorgen,
Weiß nicht, wies Sterben tut,
Weiß nicht, wies Sterben tut..."

Ja, so ist das nun.

Vor den Zelten stehen die Posten, und das Feuer flackert groß und rot.

Das Abendessen ist aufgegessen, und die Fahne mit dem Hakenkreuz ist sorgsam eingeholt, denn über Nacht darf keine Fahne wehen.

Und in den weißen Zelten, die kunstvoll aufgebaut sind, schlafen die Buben.

Alle zwei Stunden wechseln die Posten.

Sie wandern ruhelos um das Lager, sie schüren das Feuer, daß es nicht verlischt, und achten auf die Stimmen der Nacht.

Sie tragen den Gummiknüppel locker an der Hand, denn sie müssen sich wehren können, wenn jemand daher kommt, der Übles will.

Jemand: — das heißt die Kommune.

Oder die Roten Falken.

Immer aber: Arbeiterjugend wie die HJ.

Fritz und Otto-otto kennen ihre Leute.

Ihnen braucht man nicht erst zu erzählen, was Hitlerjugend von der Kommune zu erwarten hat.

Und so wandern sie aufmerksam auf und ab.

„Jetzt sind wir schon ein halbes Jahr weg," sagt Otto-otto.

Er ist größer geworden. Seine verträumten Augen haben einen harten Glanz.

„Und keiner hat nach uns gesucht."

„Glaub ich nicht," meint der vorsichtigere Fritz. „Wenn sie uns noch nicht haben, dann liegt das daran, daß sie nach der falschen Seite suchen. Die glauben, wir sind unterwegs."

„Vielleicht haben sie auch das Suchen aufgegeben?"

„Die haben sicher Anzeige gemacht, und dann läuft das



immer weiter. Hauptsache, du läßt dich von der Polizei nicht beim Dienst erwischen, sonst wirds bitter. Dann bist du per Schub in ein paar Stunden mitten in dem Saustall."

„Woher wollen die denn wissen, daß wir die sind, die sie suchen?"

„Dummkopf, erstens weil sie unser Bild haben und zweitens, weil du ihnen nicht beweisen kannst, daß du es nicht bist.

Und also..."

Schweigend gehen die beiden ihre Runde.

Dann fängt Otto-otto wieder an.

„Du, Fritz..."

„Ja?"

„Ich bin doch jetzt Trommlerbub geworden, nicht wahr? Und nun habe ich gestern etwas gelesen, das wollte ich dir den ganzen Tag schon zeigen, aber..."

„Aber?"

„Lies mal."

Und Otto kramt einen zerknitterten Fetzen einer Zeitung hervor.

Es ist ein Stück von der heimischen SPD.-Zeitung.

„Aus der Stadt. Wo hast du das denn her?"

„Als ich gestern Wurst holte, war sie dadrin eingewickelt. Und nun lies mal."

„Unerhörte Provokationen der Faschisten!

Mordanschläge auf Arbeiter!

Na, das kennen wir ja schon."

„Aber weiter."

Fritz beugt sich zum Feuer.

„— marschierten die Faschisten in geschlossenem Zuge durch die Arbeiterviertel. Die Provokationen verfehlten aber ihren Zweck. Überall stießen die braunen Kapitalistenknechte auf eisige Ablehnung seitens der Arbeiterschaft.“

„Kuck mal an,“ flüstert Fritz und flötet leise durch die Zähne. „Kuck mal eins an. Soweit also ist das schon.“

„Muß doch eine ganz schöne Demonstration gewesen sein,“ meint Otto-otto, „wenn die sowas schon in ihr eigenes Blatt schreiben... In geschlossenem Zuge. Durch die Arbeiterviertel und so. Junge, Junge...“

Fritze schweigt und starrt ins Feuer.

„Hätte ich ganz gerne mal sehen mögen,“ bohrt Otto-otto weiter. „Wie die so marschiert sind. Und wie die Roten gebrüllt haben. Uns haben sie ja noch jagen können...“

Fritze stochert langsam im Feuer umeinander.

„Ob's in der Stadt auch schon eine HJ gibt?“ meint Otto ganz beiläufig.

Fritz sieht ihn an.

Fritz lacht.

„Alter Hetzer,“ sagt er, „alter Hetzer.“

Otto-otto ist glücklich.

„Meinst du, der Jochen nimmt uns wieder mit?“

„Sicher. Meinst du, der Martin läßt uns wieder weg?“

„Sicher. Meinst du, wir schaffen's?“

Fritz macht sich frei.

„Laß den Unfug, Otto. Wenn du in die Stadt kommst, machen sie dich kalt.“

Otto sieht Fritz an.

„Hast du Angst?“

„Nein. Sie machen dich kalt. Hörst du nicht.“

„Ach, mich? Um mich geht es doch nicht. Es geht doch um die Sache. Du, die brauchen uns in der Stadt! Wir haben hier allerhand gelernt. Und wenn unsere Leute da schon marschieren, dann gibt's da auch SA-Heime, und da werden wir uns schon verstecken. Mensch, Fritze, Arbeit, Arbeit! Für Hitler!“

Fritz schweigt.

„Ich will nicht, daß sie dich umbringen,“ preßt er hervor.

Otto-otto steht fassungslos da.

Dicke Tränen laufen Fritz herunter. Fritz, dem robusten, lustigen, flinken, leichtlebigen Fritz.

„Aber was hast du denn,“ tröstet ihn der Kleine. „Was hast du denn. Sie werden mich ja doch nicht gleich umbringen! Und du bist doch auch noch da, — aber wir gehören doch da hin, begreifst du das denn nicht?“

„Natürlich gehören wir dahin,“ klagt Fritz. „Und ich bin ja gar nicht feig. Und wegen meiner, mich können sie gerne erschlagen. Ich falle gern. Aber dich, dich sollen sie nicht umbringen...“

Ja, da kann man also nichts machen.

Da hilft nur Grobwerden.

Und Otto-otto, der sanfte, verträumte Otto-otto wird fürchterlich grob.

Und nennt den Fritz einen Waschlappen und einen Feigling, und einen fiesen Kerl, der nicht an die Bewegung denkt und nicht an seinen Eid, — bis der Fritz nicht mehr anders kann,

und den Otto ganz erbärmlich vermöbeln muß, weil ein Junge sich so etwas eben nicht gefallen lassen kann.

Auch von seinem besten Freunde nicht.

Mit dem er der ganzen Kommune Trotz geboten hat.

Und so kommt die Sache in den richtigen Schwung.

Und als die zwei Stunden Nachtwache vorüber sind, sind sich Fritz und Otto einig:

Sie werden sich morgen an die Front melden.

An die Front, das heißt — in die Stadt.

Zurück in die Stadt, wo die Kommune herrscht.

Wo SA marschiert. —

Sie geben sich die Hand.

Und wissen nicht, daß sie Helden sind.

Helden mit dreizehn Jahr.

Helden im braunen Hemd.

Für Deutschland.

Würde einer sie Held nennen, sie lachten ihn aus.

Lange und herzlich.

Sie sind zwei Hitlerjungen, und weiter nichts.

Zwei frische und fromme Hitlerjungen, die sich vor nichts fürchten und es mit dem Teufel aufnehmen, wenn es um Deutschland geht.

Zwei brave, tapfere, einfache Hitlerjungen. —

Dumpf poltert die Trommel.

Am andern Tag melden sie sich bei Martin.

Der schickt sie weiter.

Hier kann nur der Führer der HJ von Engelsburg entscheiden. Vielleicht nicht einmal der.

Was aber könnte man tun gegen zwei entschlossene Burschen?

Kann man ihnen befehlen zu bleiben?

Es ist keine einfache Sache.

Und so wird eines Tages der Nachrichtenapparat in Bewegung gesetzt, und nach einer Woche ist alles soweit in Ordnung, — die SA in der Stadt weiß Bescheid, Jochen und Oskar wissen Bescheid, und nun erfahren auch Fritz und Ottootto, daß sie abhauen können.

Ab an die Front. Die ihre Vaterstadt ist.

Die Schar Martin bringt den beiden ein schönes Abschiedsfest dar, es ist direkt rührend.

Der HJ-Führer hält eine kleine Rede und schüttelt ihnen die Hand, und sie sollten mal dafür sorgen, daß nun richtig Schwung in den Laden da unten käme.

Und wenn er die Erlaubnis bekäme, würde er sie mal besuchen, mit seiner ganzen Engelsburger HJ, jawoll.

Und dann hält ein langer, grauer Lastwagenzug vor dem Hitlerjugendnest und hupt, einmal lang, einmal kurz, — und das ist Jochen, und nun geht alles sehr rasch.

Ein letztes Heil Hitler, und die Sachen in den Affen und den Affen auf und los, — und da rattert auch schon der Motor.

„Heil Hitler, Jochen."

„Heil Hitler, Fritze."

„Na, willst du auch mal wieder ein bißchen nach Hause kukken? Wirst wohl staunen, sind schon ne ganze Menge Hitlerfahnen da, und bei der letzten Wahl sind wir die viertstärkste Partei geworden. Erst KPD, dann SPD und dann Zentrum. Ja und dann kommt gleich Nazi."

„Ganz schön.“

„Aber drei Tote haben wir auch schon in der Stadt. SA.-Männer und ein Parteigenosse.

Einer erstochen beim Plakatanmachen.

Einer erschossen bei einem Überfall auf das Sturmlokal.

Und einer zusammengeschlagen beim Nachhausegehen von einer Versammlung.

Weht eine verdammt scharfe Luft in der Stadt, meine Herren Hitlerjungen.

Na wie ihr wollt.

Nun erzählt man, was los ist?

Wo der Oskar ist? Der sitzt auf dem Anhänger, damit ihr hier vorn Platz habt. Ich muß euch doch noch ein bißchen zurechtbügeln, damit ihr euch entlangfindet in der Stadt, nicht wahr?

Ja, also los, erzählt, warum wollt ihr wieder hin? War alles ganz friedlich in der Stadt nach dem Krach damals.

Die Polizei hat gar nicht doll gesucht.

Und die Kommune auch nicht.

Waren woll Vater Ehlers und Otto-otto senior, die keinen besonderen Wert darauf legten.

Lieber noch einen lebendigen Jungen irgendwo in der Fremde als nen toten zu Hause.

Ist es nicht so?

Na, darum also keine Feindschaft nicht. Seid nur nicht so schweigsam, und erzählt mal was.

Ist euch doch ganz gut gegangen in Engelsburg, was?...“

Jochen redet wie ein Buch.

Die beiden kommen kaum zum Nachdenken.

Warum redet er soviel?

Und warum redet er so ernste Sachen und immer so mit Kopfhoch und so?

Fritz ist es nicht ganz geheuer.

Schließlich hält er es nicht mehr aus.

„Jochen," fragt er, „du bist heute anders als früher. Was ist los? Warum redest du soviel? Und soviel Unsinn?"

„Moment," sagt Jochen und haut den Leerlauf rein. Rrrrrr macht der Motor und läuft langsam aus. Vorsichtig drückt Jochen die Bremse rein.

Dann steht der Lastzug.

Oskar kommt von seinem Anhänger geklettert.

Nun stehen sie alle vier auf der nächtigen Straße.

Jochen und Fritz, Oskar und Otto-otto.

Jochen holt tief Luft.

„Weil es in der Stadt Leute gibt, die auf gewisse zwei Jungs verdammte Wut haben.

Und weil mir gewisse zwei Jungs verdammt nicht gleichgültig sind.

Und weil ich unterwegs bin und nur jede Woche einmal durch dieses verdammte Nest komme.

Und weil ich euch nicht helfen kann.

Weil ihr Rindviecher seid mit eurer Tapferkeit.

Und weil...

weil...

Weil euch der Deubel holen soll."

Und Jochen dreht sich kurz um und geht in die Dunkelheit.

Nach einer Weile kommt er wieder, und steigt ein.

Oskar sitzt schon wieder im Anhänger.

Stumm klettern Fritz und Otto-otto auf ihren Platz.

„Siehste," flüstert Fritz.

Otto-otto blickt bockig geradeaus.

Schweigend rasseln sie der Stadt entgegen.

## 12. Kapitel.

Morgens um vier nimmt sie die Blaue Lampe auf.

Sie sehen nur den jungen Burschen, der ihnen damals die Wunden verband, und zwei gemachte Betten.

Dann fallen sie in einen langen Schlaf.

Am Mittag nimmt sie der SA-Führer in Empfang.

Es gibt eine HJ in der Stadt, ein paar Söhne von SA-Leuten. Aber sie ist noch nicht organisiert, man kann es nicht verantworten, die HJ als selbständige Formation herumlaufen zu lassen.

So macht sie bei der SA Dienst.

Wenn die SA marschiert, ist die HJ dabei.

Und also wird man auch Fritz und Otto wieder in Schwung bringen hier.

Einmal versuchsweise.

„Ihr bleibt bis heute abend hier.

Dann hole ich euch ab, und ihr kommt mit in die Versammlung. Uniform. Aber Jacke drüber. Und Mütze in die Tasche, verstanden?

Hier ist das noch ein bißchen windiger als wo anders.

Hier zieht's noch.

Werden mal sehen, wie die Brüder auf euer Auftauchen reagieren.

Eventuell müßt ihr wieder weg.

Daß ihr hier bleibt, hat nur einen Sinn: wenn ihr arbeiten und werben könnt.

Also — bis dahin!" —

Sehr romantisch läßt sich das alles nicht an.

Otto-otto wird einigermaßen kleinlaut.

Fritz besieht sich aus dem zweiten Stock die Straße.

Otto-otto klimpert auf einer Gitarre.

So kommt der Abend.

Und die Versammlung.

Es hat gar keinen Zweck, Versteck zu spielen.

Wenn Fritz und Otto da sind, dann müssen sie auch offiziell da sein.

Sonst können sie nicht arbeiten.

Sonst legt sie die Kommune in der ersten Nacht um.

Wenn die ganze Stadt weiß, daß sie da sind, ist das schwieriger. Die Kommune ist vorsichtig geworden.

So im Vorbeigehen schlägt sie keine Leute mehr tot.

Das ist die Meinung des Ortsgruppenleiters.

Und so geschieht es, daß er bei der Eröffnung der Versammlung zwei Hitlerjungen neben die Fahne treten läßt und diese beiden Hitlerjungen ganz ausdrücklich zu ihrer Heimkehr begrüßt.

Ein donnernder Beifall rauscht durch den Saal.

Die beiden Jungen werden rot und verdrücken sich schleunigst. Zwei SA-Männer bringen sie in eine Wohnung, weit draußen am Rande der Stadt. — —

Es geschieht zunächst gar nichts.

Das Kommunistenblatt reagiert überhaupt nicht auf Fritz und Otto.

Die KJ allerdings streift verdächtig durchs Gelände.

Die KJ, bei der ein gewisser Hans Hartung ist.

Hans Hartung, den Fritz und Otto vergaßen.

Immerhin gelingt es Fritz, zwei Leute von der Kommune wegzuholen. Das sind Karle und Schorsch.

Es ist keine großartige Erwerbung, aber immerhin, es sind zwei Mann mehr.

Eine Woche vergeht und noch eine.

Merkwürdigerweise regen sich die Väter der beiden nicht. Desto nachdrücklicher regt sich die Schulbehörde.

Und nun beginnt wieder das Versteckspiel vor der Polizei.

Ein Versteckspiel, das die ganze Parteigenossenschaft der Stadt auf das höchste belustigt.

Bis eines Tages der Zufall es will, daß Otto-otto dem langen Heinrich begegnet.

Der lange Heinrich ist der anerkannte Kommuneführer der östlichen Vorstadt.

Otto-otto vertieft sich in ein Schaufenster. Angeregt betrachtet er die Hosen und Jacken, die Schlipse und Kragen.

Langsam schiebt sich der lange Heinrich heran.

Otto-otto will sich drücken. Aber da steht der Lange schon neben ihm.

„Bleib mal hier," zischt er. Und Otto bleibt.

Nicht weglaufen, hämmert sein Herz. Nicht feige sein.

„Laß dich nicht noch einmal hier sehen, mein Junge," raunt der Lange. „Verdufte. Hau dahin ab, wo du hergekommen bist. Ich meine es gut mit dir..."

„Ha, du und gut? Feiger Erpresser, Mörder," zischt Otto zurück.

Da dreht sich der lange Heinrich langsam um.

„Nee, mein Junge. Irrtum. Ich nich. Ich kenne deinen Vater.

Glaubste, ich will dir was tun?

Aber vielleicht — andere?

Na, überleg dir die Sache.

Hast mal, als du sooo klein warst, auf meinen Knien geritten. Hast mal in meiner Wohnung gespielt."

Und dann geht der lange Heinrich grußlos davon.

Nicht einmal Heil Moskau hat er gesagt.

Otto-otto läuft es den Rücken herunter.

Verdammt.

War das nun Bluff?

Oder eine echte Warnung?

Oder was?

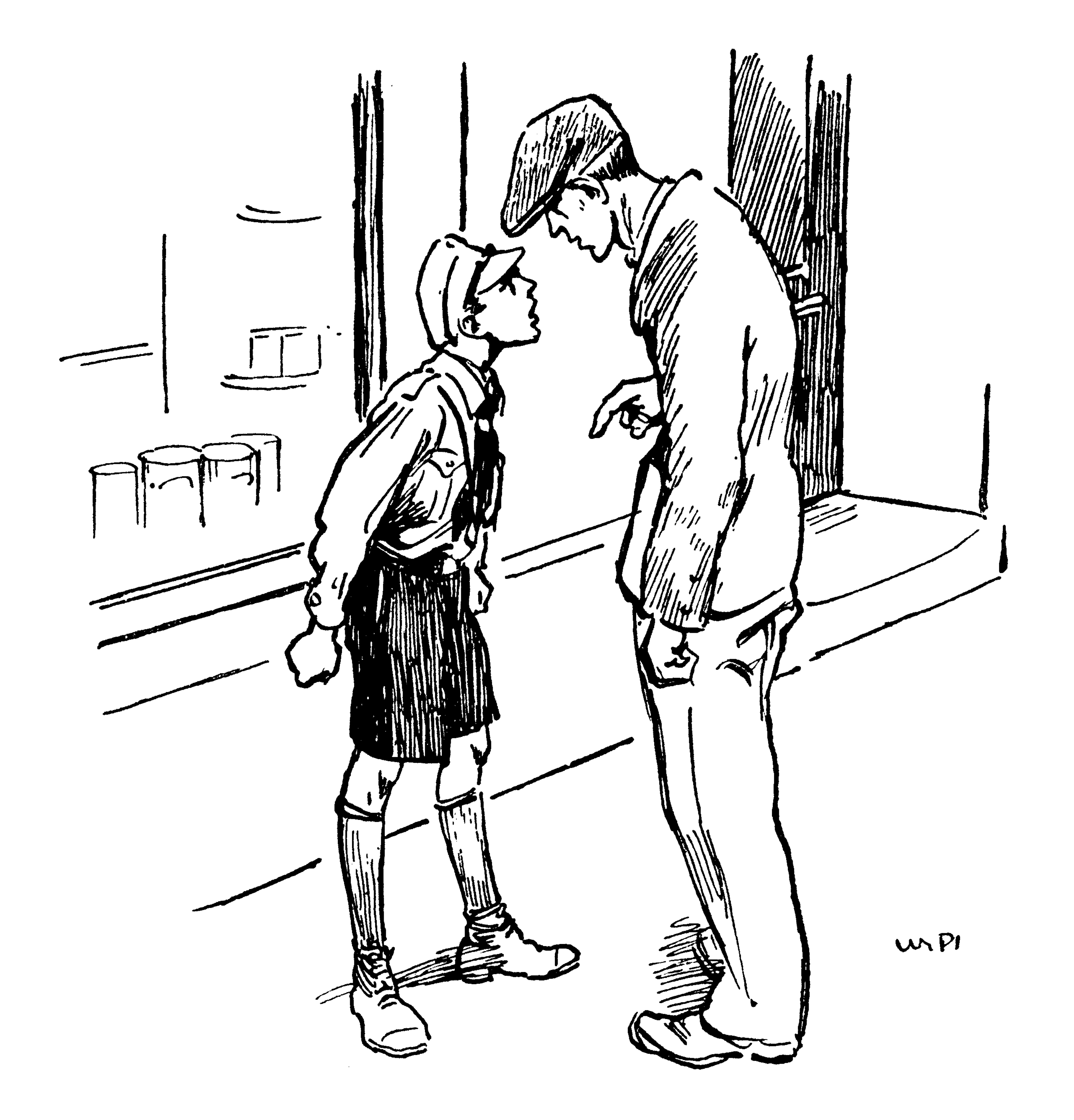
Otto-otto beschließt, niemandem von dieser Begegnung zu sagen.

Auch Fritz nicht.

Immerhin macht er sich schleunigst aus dem Staube.

Am andern Tag findet Otto einen Brief. Ein Junge verlor ihn auf der Straße.

„An Otto" steht auf dem Umschlag.



Otto reißt ihn auf.

Ein Stück Papier fällt heraus.

Auf dem Papier steht nichts als ein großes Kreuz.

Darunter ist eine rote Hand.

Otto-otto sieht das Papier lange an.

Dann zerreißt er es sorgfältig in tausend kleine Schnitzelchen, die läßt er im Wind verwehen.

Er wundert sich, daß sein Herz nicht schneller schlägt, daß er nicht blaß oder rot wird.

Daß ihn nicht Furcht ankommt, oder Angst, oder Zorn.

Er geht seinen Weg weiter, als sei nichts geschehen.

Er trägt seine Flugblätter aus, er steht vor den Versammlungen und er klebt nächtens mit der SA Plakate.

Er verteilt Zeitungen.

Er versorgt das SA-Heim.

Er macht Abende für die HJ.

Er macht dasselbe, was auch Fritz macht, was hunderttausend Jungen in Deutschland machen, er macht Dienst für Adolf Hitler, als sei nichts geschehen.

So kommt der Herbst.

Die HJ in der Stadt wächst langsam.

Seitdem Fritze und Otto die Sache in die Hand genommen haben, klappt der Laden.

Achtzehn Jungens stark ist die Hitlerjugend.

Achtzehn Söhne von SA-Männern.

„Im nächsten Monat bauen wir ein Heim," verkündet Fritz. „Ein richtiges HJ-Heim."

Otto-otto spielt auf der Klampfe und singt das Lied vom Landsknecht, der ein Haus sich bauen wollte.

Achtzehn Mann HJ!

Die Arbeit hat sich gelohnt.

Fritze schreibt an Martin in Engelsburg, und daß der HJ-Führer bald kommen kann, zur Besichtigung, und zum Besuch.

Der Ortsgruppenleiter hat auch die Sache mit der Schule in Ordnung gebracht. Nun gehen die beiden Ausreißer wieder

täglich in den Unterricht, allerdings auf einer Privatschule. In eine allgemeine Volksschule sich zu begeben, wäre doch wohl nicht ratsam.

Aber immerhin, es scheint, als käme alles ins Lot.

Fritz freut sich sehr.

Und wundert sich nur, warum Otto-otto in der letzten Zeit immer leiser und ruhiger wird.

Aber er hat nicht viel Zeit, auf Otto-otto zu achten.

Der Dienst nimmt ihn sehr in Anspruch.

Aber kein Mensch kann soviel Dienst machen, daß er nicht doch einmal einen freien Nachmittag hat.

Und das ist bei Fritz an einem Oktobersonnabend der Fall.

Otto und er stehen vor der Tür und blinzeln in den warmen Herbsttag.

Die Sonne macht runde, gelbe Kringel auf das Pflaster und kitzelt die Nasenspitzen.

„Wollen wir ein bißchen raus gehen?“ ermuntert Otto den Fritz.

„So ein bißchen auf Richtung See?

Zwei Stunden hübscher Fußmarsch. Kann gar nichts schaden, wie?

Ich möchte so gern noch einmal am See gewesen sein.“

Fritz guckt in die Luft.

Er hat zwar nicht viel Lust, so weit zu laufen, aber schließlich, warum nicht?

Und so zockeln die beiden los.

Sie schwenken über die Barbaragasse zur Stadt heraus.

Durch die Fischergasse gehen sie lieber nicht.

Die Gegend ist noch immer verdammt gefährlich.

Dann traben sie langsam über Äcker und durch dünne Kiefernbestände.

Ein Rabe streicht ab. Eine Amsel geht hoch.

Von irgendwoher blöken Schafe.

Es ist sehr ruhig hier draußen.

Kleine weiße Wolken segeln langsam über den Himmel.

Die Sonne wärmt noch. Sie macht einen schönen goldenen Glanz auf Blätter und Böden.

Der Wald voraus, in dem der See liegt, ist ganz blau schon vor Schatten.

Ein paar Grillen zirpen noch immer, als hätten sie vergessen, daß es schon längst Sommer war.

An den Waldrändern kommt schon Wild heraus.

Mein Gott, wie lange ist es her, daß man kein Wild sah?

Seit jenen Tagen, da alles anders wurde.

Da die Rote Hand mit einem Fernlastzug ans Meer fuhr.

Laß sehen: das war im März.

Jetzt ist Oktober.

Anfang März und Ende Oktober.

Acht Monate.

Acht Monate sind eine unendlich lange Zeit.

In acht Monaten werden aus Kindern Männer.

Ja, Otto, und dabei versiebtest du jedes Tor beim Fußballspiel.

Und Fritz, du brachtest von irgendwoher eine funkelnagelneue Mundharmonika, und besaßest doch nur eine verrostete, greulich verstimmte.

Und jetzt wandert ihr an den See, da ihr als Kinder gespielt.

Der Mond scheint, wie einst er schien über jenem Zeltlager, und zwei Knaben sitzen nebeneinander und wissen nicht, wovon sie sprechen sollen.

Und so singen sie denn, und heute haben sie Lieder, viele Lieder, die alles sagen, was sie sagen sollen, und die in die Nacht und den Wald und zum See passen, — und es ist nicht so, wie damals am Meer, daß man nicht weiß, was man singen soll, weil die kommunistischen Lieder mit einem Male schal und leer geworden sind und nicht mehr passen und man sich schämen muß, wollte man sie anstimmen.

Nein, heute können sie singen, und der Otto weiß immer noch eine Melodie, und der Fritz hat die Hände unter dem Kopf verschränkt und hört zu.

Manchmal auch singt er mit, und so vergehen die Stunden, und es ist eine wundervolle Nacht.

Und Otto singt sein letztes Lied. Das Lied von der braunen Erde.

Dann gehen sie heim.

Und im Gehen dann singen sie das heilige Lied, durch den Wald, über die Felder, in die Stadt hinein:

„Die Fahne hoch! Die Reihen dicht geschlossen.
SA marschiert mit ruhig festem Schritt.
Kamraden, die Rot Front und Reaktion erschossen,
marschiern im Geist in unsren Reihen mit."

„Auf morgen, Fritz. Es war sehr schön."

„Auf morgen. Sehr schön. Wir wollen wieder öfter miteinander an den See gehen."

„Ja, Fritz."

„Heil Hitler, Otto!"

„Heil Hitler, Fritz!"

„Mach's gut!" —

Und die Nacht wird tiefer.

Der Mond versinkt.

Die Sterne verblassen hinter steigenden, dunklen Wolken.

In der Luft dröhnt es von Trommeln.

## 13. Kapitel.

Otto geht von der Schule nach Hause,

Fritz hat noch eine Besprechung.

Es wird nicht gefährlich sein, wenn Otto allein die paar Schritte geht.

Otto hat es nicht eilig.

Aber an der Ecke Altheimer Straße hebt er witternd den Kopf.

War da nicht ein Pfiff?

War da nicht ein Mensch?

Er macht noch einen Schritt, — aber dann fegt schon die wilde Jagd heran.

Es ist leer und still in der Altheimer Straße.

Zwei Uhr nachmittags ist keine Zeit für dieses Stadtviertel.

In langen Sprüngen braust die Kommune heran. Drei, vier, fünf.

Ein langer allen voran, Otto erschrickt.

Hans Hartung.

Einen Augenblick schwankt er, dann wendet er sich um und rast los, und nun hebt eine wilde Jagd an.

Zurück zur Schule kann er nicht, der Weg ist abgeschnitten.

Es bleibt nur übrig, die Landstraße hinaus.



Kennt er hier einen Menschen?

Wohnt hier ein Pg.?

Otto-otto weiß es nicht.

Ihm fällt der lange Heinrich ein und der seltsame Brief, den er in tausend Schnitzel zerriß.

Ihm fällt manches ein und auch das Lied vorgestern am See.

Fritz, denkt er.

Hans Hartung, denkt er.

Warum wollen sie mich, denkt er.

Und rennt dabei und jagt.

Das Herz klopft zum Zerspringen.

Sind sie noch hinter ihm her?

Man kann sich nicht umsehen, Umsehen kostet Zeit.

Zeit heißt Vorsprung, heißt Leben.

Nicht sterben, denkt er.

Nicht sterben.

Betete nicht einmal einer so: nicht sterben, nicht sterben?

Hieß dieser eine nicht Otto-otto?

Ach, was sind nicht acht Monate!

Acht Monate seit einer Jungensfahrt ans Meer.

Otto-otto läuft um sein Leben.

Nun ist er außerhalb der Stadt.

Wohin soll er sich retten?

Er hört Hartung hinter sich brüllen, aber er hört die anderen nicht mehr.

Vorsichtig läuft er einen kleinen Bogen und sieht dabei zurück.

Hans Hartung läuft allein noch hinter ihm.

Er schwingt einen langen Gummiknüppel, Otto-otto kennt die Dinger, sie haben Blei innen.

Ein Schlag mit ihnen genügt.

So prescht er weiter.

Abschneiden können ihn die anderen nicht.

Sie sind sicherlich zurückgeblieben.

Und Otto-otto beginnt noch einmal einen Anlauf zu nehmen, er stürmt über das Feld und gewinnt in einem großen Bogen den ersten Streifen Wald.

Hier verschwindet er in einem Hohlweg, wartet bis Hartung,

bebend vor Zorn, über ihm auftaucht und rast dann, halbwegs ausgeruht, den Weg zurück.

Bis der überlistete Hartung sich gefangen hat und gleichfalls Kehrt macht, hat Otto einen schönen Vorsprung.

Triefend naß kommt er zu Hause an.

Er verkriecht sich in seine Bude, bis er wieder atmen kann. Dann zieht er ein trockenes Hemd an.

Fritze Ehlers erzählt er von dem Überfall nichts.

Die Verfolgungen wiederholen sich in den nächsten Tagen.

Aber nun ist Otto-otto schon im Bilde, und so enden sie meist ergebnislos vor dem Hause, in dem er wohnt.

Hans Hartung schäumt.

Am nächsten Sonntag führt Otto-otto beim SA-Aufmarsch zweiundzwanzig Mann Hitler-Jugend geschlossen vor.

Der Marsch geht durch die Fischergasse.

Durch die östliche Vorstadt.

Otto-otto schlägt die große Trommel.

Teromm. Teromm. Teromm.

Trommlerbub.

Trommlerbub!

Neben Otto-otto marschiert Fritz.

Dahinter kommen vierzig Mann HJ aus Engelsburg.

Der Jugendführer hat Wort gehalten.

Martin ist auch dabei mit seiner Schar.

Man kann sich sehen lassen.

Jawohl!

HJ marschiert!

Durch das rote Viertel.

Wollen mal sehen, was sich hier tut!

Und ob der alte Ehlers wohl aus dem Fenster sieht.

Und Otto-otto senior.

Hört ihr unser Lied?

Das Lied der deutschen Jugend, das Lied der Revolution?

„Unsre Fahne flattert uns voran.
Unsre Fahne ist die neue Zeit.
Unsre Fahne führt uns in die Ewigkeit.
Unsre Fahne ist mehr als der Tod!" —

Ist mehr als der Tod!

Hört ihr das? Ihr Helden von links?

Unsre Fahne ist mehr als der Tod.

Wir fürchten euch nicht!

Und dann sitzen sie noch beieinander, die Jungens aus der Stadt und die Jungens aus Engelsburg.

Und reden vom Aufmarsch.

Und reden vom Zelten.

Und reden von Adolf Hitler und von Deutschland.

Otto-otto wittert in die Luft.

Irgend etwas ist nicht geheuer.

Er geht an die Tür.

Er späht vorsichtig die Straße hinunter.

Nichts ist zu sehen.

Er macht einen Schritt vor die Tür.

Drinnen singen sie das Seeräuberlied.

Da kracht es. Und noch einmal.

Und ein entsetzlicher, furchtbarer Schrei zerreißt jählings den



schmetternden Sang dadrinnen, und eilige Schritte rennen davon, und dann ist grauenhafte Ruhe.

Regungslose Stille.

Auf der Straße liegt ein junger Körper.

Das Blut läuft in großen heftigen Stößen aus den Adern.

Die Hände krallen sich in das Pflaster.

Die Augen sehen groß in den dunklen Himmel.

Als die entsetzte Schar aus dem Keller herausstürzt, ist schon alles vorbei.

Zwei Schüsse und ein Schrei...

Otto-otto ist tot.

## 14. Kapitel.

Dumpf läuten die Glocken.

Die Partei trägt einen Hitlerjungen zu Grabe.

Der SA-Führer schleppt Fritz mehr, als daß er ihn führt.

Fritz weint haltlos in sich hinein.

Er hat viele Stunden geschrien und getobt.

Jetzt weint er nur noch still. Ohne Pausen.

Er ist fast blind von den Tränen.

In Otto-ottos Papieren fand man einen Zettel, auf dem steht: Ich weiß, daß ich bald falle.

Ich weiß, wer es tun wird.

Grüßt Fritz. Und er soll alles getreu so weiter machen.

An meinem Grab sollt ihr das Lied von der braunen Erde singen. Ich sterbe für meinen Führer.

Und einen Dank an Fritz. —

Kein Name, kein Wort weiter von dem Mörder.

Die Polizei hält den Zettel für einen Unfug.

Sie ist der Auffassung, daß wohl aus den eigenen Reihen der HJ Otto-otto die Kugel traf, denn was für einen Anlaß hätte die Kommune gehabt?

Ja, was für einen Anlaß wohl?

Die Nazi machten sich ihre eigenen Gedanken.

Um so mehr, als noch in derselben Nacht ein gewisser Hans Hartung aus der Stadt verschwand. —

Nun schwankt der Sarg auf den Friedhof.

Auch die Eltern von Otto-otto sind gekommen.

Die Kommune hat es nicht gewagt, es ihnen zu verbieten.

Vielleicht hätte ein solches Verbot auch nichts genutzt.

Nun gehen sie hinter dem Sarge her und halten diese Braunhemden da für die eigentlichen Mörder.

Taten sie es nicht selbst, so sind sie doch schuld.

Wären sie nicht, Otto-otto hätte nicht zu ihnen gehen können. Ja, so einfach ist das wohl.

Aber weiter darf man nicht nachdenken, dann wird alles gleich merkwürdig verzwickt.

Zum Beispiel: warum blieb der Junge eigentlich bei diesen Hakenkreuzlern?

Warum riß er lieber aus, als daß er es gut und ruhig hatte?

Warum schrieb er wohl, daß er glücklich sei, für den Führer zu sterben?

Der Führer — das war doch dieser Hitler, dieser Arbeitermörder?

Und für den fiel ein Arbeiterkind? Gerne?

Und für den marschierten hier Arbeiter?

Denn das waren doch Arbeiter, die den Sarg da trugen.

Die kannte man doch. Das waren doch der Vorarbeiter bei Giese & Lamprecht und der Dreher, der früher bei Felten war, und das war der kleine Willi, mit dem man zusammen zur Schule ging...

Ja, das waren Arbeiter.

Und der Große da, das war doch, — ja, das war doch der Professor vom Gymnasium? Oder nicht?

Und das da war doch der Bankdirektor, der am Markt das kleine Bankgeschäft betrieb?

Komische Zusammensetzung das.

Wie die nur miteinander auskamen?

Die mußten sich doch hassen wie die Pest?

Die Proletarier und diese Ausbeuter und Bourgeois!

Und trugen doch zusammen einen Sarg, in dem ein Arbeiterkind lag? —

Das Kind eines Kommunisten.

Das Kind, das für den Führer fiel.

Merkwürdig. Nicht zu verstehen...

Ja. Da war nun also das Grab.

Zur Kirche gehörte man wohl nicht mehr.

Aber ein kirchliches Begräbnis bekam der Junge doch.

Da konnte die Partei nichts machen. Da hatte die KPD. nichts zu bestimmen.

Daß diese Hakenkreuzfahne am Grabe meines Kindes wehen würde, hätte ich mir auch nicht gedacht.

Man mußte sich wirklich schämen.
Aber daß Jochen Halt sie trug, war doch tröstlich.
Das war doch auch ein Schulfreund von mir? Wie?
Ja und nun sinkt der Sarg in die Gruft.



Nun kommt das Letzte.
Weine nicht so, Frau.
Nimm dich zusammen vor diesen Braunhemden!
Aber wenn ich den Kerl erwische, der mir den Otto erschossen hat, dem zerbreche ich sämtliche Knochen!
Die Fahnen senken sich tief.

Und während die ersten Erdschollen herniederpoltern, die Hände sich zum letzten Gruße heben, singt die HJ das Lied des Toten, das Lied Otto-ottos, das Lied, das er sang am Vorvorabend seines Todes, als er Abschied nahm von der Welt, in jener letzten Nacht am See.

Das Lied von der braunen Erde:

„Der Himmel grau, und die Erde braun,
Da stiegen die Männer zum Sturme.
Und die Glocke sang, und die Glocke klang
Ihren letzten Gruß vom Turme.

Die Nacht war schwarz und die Flamme rot,
Da stritten sie um die Fahne,
Da kam der Feind, und da kam der Tod,
Und der streckte sie auf die Fahne.

Und die war rot, und die war weiß
Und das Zeichen schwarz in der Mitten,
Noch einmal grüßten die Lippen leis,
Und sie starben, wie sie gestritten.

Der Himmel blau, und die Erde braun,
Die Gräber und Kreuze sie mahnen,
Und wieder vom Turm klingt die Glocke Sturm,
Und nun tragen wir eure Fahnen…“

---

## 15. Kapitel.

Vier Jahre sind vergangen.

Auf Otto-ottos Grab häufen sich die Kränze.

Sie tragen die roten Farben der siegreichen Revolution. Und das Hakenkreuz auf weißem Grund.

Fritz Ehlers führt die Hitlerjugend.

Und Otto-ottos Vater ist SA-Mann geworden.

Noch vor der Revolution.

In der Stadt rauchen wieder die Fabrikschlote.

Jochen Halt fährt noch immer seine Lastwagenzüge.

Dort, wo die Stadt sich auflöst, ist ein weites, leeres Feld. Es liegt da und ist nicht sehr fruchtbar.

Es bringt nichts hervor als mattes Gras und ein paar Blumen, die man Unkraut nennt.

Hederich und Vogelmiere.

Wenn das Jahr vorüber ist, wird hier ein großer Thingplatz stehen und ein Heim der deutschen Hitlerjugend.

Und das weite leere Feld, es führt den Namen: Otto-otto-Feld. Und ein Denkmal aus Findlingsgestein hütet auf ihm eine Erinnerung.

Es gibt noch ein anderes Denkmal.

Das ist klein und versteckt, und vielleicht haben die Dünen es in einigen Jahren wieder verschlungen.

Es erinnert an eine Nacht, da zwei deutsche Jungen Deutschland erkannten.

Fritz Ehlers und Otto-otto...

---